



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 3 March 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 3

Köln, 15. März 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Emil Ruf



Über die eigene Stube hinaus



Löhne und Gehälter bedürfen einer kräftigen Korrektur

Zum Abschluß der Arbeitstagung des Bundesvorstands des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt, an der rund 300 führende Gewerkschafter aus der Bundesrepublik und Westberlin teilnahmen, wurde folgende Resolution gefaßt: Die in jüngster Zeit von Arbeitgebern und Regierungsvertretern erfolgten Angriffe auf die gewerkschaftlichen Lohn- und Gehaltsforderungen veranlassen den DGB zu folgenden Feststellungen:

Die augenblickliche Wirtschaftslage in Deutschland gibt keinen Anlaß, an der Fortdauer der guten Konjunktur zu zweifeln. Weder die im Jahre 1961 ausgewiesenen Gewinne noch die gegenwärtige Situation deuten darauf hin, daß die Konjunktur sich etwa in besorgniserregender Weise abschwächt. Es handelt sich vielmehr um einen Vorgang der Normalisierung, nachdem in den zurückliegenden Jahren ungewöhnliche, durch den Neuaufbau der deutschen Wirtschaft bedingte Zuwachsraten die wirtschaftliche Entwicklung bestimmt haben.

In der vor uns liegenden Zeit, in der weiterhin mit normalen Zuwachsraten in der Wirtschaft zu rechnen ist, kommt einer gezielten Konjunkturpolitik der Regierung besondere Bedeutung zu. Noch mehr als bisher wird der wirtschaftliche Aufstieg von der Erhaltung und Förderung der Massenkaukraft abhängig sein, die im Binnenmarkt der Bundesrepublik und im Binnenmarkt der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eine immer steigende Bedeutung erhält.

Die Massenkaukraft, ihre Erhaltung und ihre Förderung sind weitgehend abhängig von einer aktiven Lohnpolitik der Gewerkschaften und von einer entsprechenden Wirtschaftspolitik der Regierung, die darauf bedacht sein muß, durch geeignete Maßnahmen unnötige Preiserhöhungen zu verhindern und den Wettbewerb zu fördern. Die bisherige Lohn- und Gehaltspolitik der Gewerkschaften hat zu der Erhaltung der Massenkaukraft entscheidend beigetragen und die Verbesserung der Lebenshaltung der Bevölkerung mit ermöglicht. Trotzdem

wurde dadurch der allgemeine Lebensstandard anderer westlicher Industrieländer noch nicht erreicht. Die Lohn- und Gehaltspolitik hat daher in keiner Weise, wie das gerne behauptet wird, die wirtschaftliche Entwicklung, die Stabilität der Währung und die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft behindert. Die tatsächlichen und nachweisbaren Erfolge der Wirtschaft und die bedeutenden Außenhandelsüberschüsse trotz der DM-Aufwertung beweisen das unwiderlegbar.

Die Erklärung der Arbeitgeber, man könne die jetzt anstehenden Lohn- und Gehaltsforderungen der Gewerkschaften nicht mehr verkraften, sind um so unglaubwürdiger, als sie seit Jahren immer wieder und mit genau denselben Argumenten vertreten und durch die tatsächliche Entwicklung jedesmal eindeutig widerlegt werden. Seit Jahren ist es der deutschen Wirtschaft trotzdem möglich gewesen, ungewöhnlich große Kapitalreserven anzusammeln, zusätzlich steigende Gewinne auszuschütten und die umfangreichen Investitionen größtenteils aus Eigenmitteln zu finanzieren. Das sind keine Anzeichen untragbarer Belastungen durch Löhne und Gehälter. Die Gewinnspannen in der deutschen Wirtschaft sind im Vergleich zu anderen westlichen Industrieländern ungewöhnlich hoch. Nicht ohne Grund weigern sich die Arbeitgeber, ihre Erklärung, daß die gewerkschaftlichen Forderungen nicht zu verkraften seien, durch eine Offenlegung ihrer Kalkulationen und tatsächlichen Gewinne unter Beweis zu stellen.

Die Tatsache, daß der durchschnittliche Brutto-Wochenverdienst der Industriearbeiter heute noch bei 137 DM liegt, beweist, daß die Lohnforderungen der Gewerkschaften weder übertrieben noch maßlos sind, sondern daß die Löhne und Gehälter einer kräftigen Korrektur bedürfen, wenn sie weiterhin der Erhaltung der Kaufkraft und der Verbesserung des allgemeinen Lebensstandards dienen sollen. Lohn- und Gehaltserhöhungen bleiben so lange die einzige Möglichkeit auch zur Vermögensbildung der Arbeitnehmer, solange keine anderen wirklich praktischen und wirksamen Wege gefunden werden. Wenn in Zukunft die Unternehmer nicht mehr in der Lage sein sollten, Lohn- und Gehaltserhöhungen und noch mehr darüber hinaus auf die Preise aufzuschlagen, so ist das nur zu begrüßen, denn dann werden die Unternehmer endlich Kosteneinsparungen, die sich aus Rationalisierung, technischem Fortschritt, aus gesenkten Rohstoffpreisen usw. ergeben, in Form von Preissenkungen an den Verbraucher weitergeben müssen, was sie bisher trotz aller Aufforderung versäumt haben.

Eine Wirtschaft, die im Jahre 1961 große Kapitalreserven zurückstellen, die Dividendenausschüttung noch um 25 Prozent steigern und rund 1 Milliarde Gratisaktien an ihre Aktionäre ausschütten konnte, kann nicht behaupten, „mit dem Rücken gegen die Wand maßlose Lohn- und Gehaltsforderungen der Gewerkschaften“ abwehren zu müssen. Die Tatsachen beweisen das Gegenteil.

Wenn den Deutschen immer und immer wieder vor- geworfen wird, sie wären ein unpolitisches Volk, so tragen daran nicht wenig diejenigen die Schuld, die der Ansicht huldigen, daß nur die gewählten Vertreter der Parlamente und die Regierung befähigt sind, die politischen Verhältnisse klar zu sehen. Staatsbürger, die aus freiem Entschluß sich Gedanken über Politik machen und diese an die Öffentlichkeit bringen, werden nur allzu- oft als Sektierer und Unzuständige, wenn nicht als Staats- feinde verschrien. So erging es den achtzehn Atom- forschern, die aus ihrem Gewissen heraus die atomare Aufrüstung der Bundesrepublik ablehnten und vielen an- deren Staatsbürgern, neuerdings den Bürgern, die das „Memorandum der acht“ veröffentlichten. Freie Meinung ist bei uns nicht sehr gefragt. Nur allzuweit hat man sich von der Ansicht entfernt, die bei der Gründung der Bun- desrepublik noch vorherrschend war, daß eine lebendige Demokratie nur entstehen kann, wenn die Bürger, mög- lichst jeder von ihnen, selbst das Verantwortungsbewußt- sein gegenüber den politischen Vorgängen entwickeln und ihre Meinung auch sagen.

Auf den Tagungen der Gewerkschaftsjugend stehen seit ihrem Bestehen neben den rein gewerkschaftlichen Fragen politische Fragen auf der Tagesordnung. Viele sehen das nicht gern und streiten der Jugend das Recht ab, sich zu politischen Vorgängen zu äußern.

Aber wie sollte sie in die politischen Aufgaben als Staats- bürger eines demokratischen Staates hineinwachsen, wenn sie nicht heute schon das politische Geschehen aufmerksam verfolgt? Professor Rodenstein hat auf der Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes zur politischen Bildung der Jugend ein Referat gehalten, in dem er davon ausging, daß sich politische Bildung immer an der Aktualität vollziehe, aber an grundsätz- lichen Zielvorstellungen orientiert sein müsse. Was ist heute aktuell? Ist es die atomare Aufrüstung? Ist es die Verlängerung der Wehrdienstpflicht? Ist es die Frage der Wiedervereinigung? Ist es das Ost-West-Verhältnis? Ist es die Frage des Krieges in Algerien und der Faschismus, der in Gestalt der OAS in Frankreich seine brutale Fratze zeigt? Ist es die Frage der Vereinten Nationen und ihrer Politik? Ist es eine Kolonialpolitik, die heute unter an- deren als den historischen Vorzeichen weiterhin ihr Un- wesen treibt? Ist es die Frage der Notstandsgesetze, mit denen die demokratische Freiheit eingeschränkt werden soll? Ist es die Drohung mit einem Gewerkschaftsgesetz, das die Freiheit der Gewerkschaften beeinträchtigen soll? Noch viele Dinge könnten hier aufgeführt werden. Sie alle greifen irgendwie in das Leben der jungen Menschen ein. Es ist ein Aktivposten dieser Jugend, daß all die Ge- schehnisse nicht spurlos an ihr vorübergehen, daß sie Stellung nimmt und ihre Stimme erhebt, bisweilen mehr als erwachsene Menschen, die sich von den Ereignissen nicht berühren lassen.

Diese Jugend meint es ernst mit der Aufgabe, die ihr gestellt ist. Nämlich diesen Staat, gemäß dem Grund- gesetz, zu einem sozialen Rechtsstaat zu machen, in dem das freie Wort, die Freiheit des Glaubens und der politi- schen Anschauung eine Stätte haben. Und zu einem fried- lichen Staat. Die Jugend ist es, die in den Kriegen zuerst die Blutopfer zu tragen hatte. Und sie wird sie auch zu tragen haben, wenn es erneut zu gewaltsamen Ausein- andersetzungen kommen sollte.

Die Gewerkschaftsjugend ist in den letzten Jahren oft wegen ihrer politischen Stellungnahme verleumdet wor- den, als hätte sie ihre Anschauungen östlichen Vorstel- lungen entlehnt. In Wirklichkeit gibt es in der Gewer- schaftsjugend aber auch nichts, was zu solchen Vor- würfen berechtigt. Sie ist so frei davon, wie die gesamte deutsche Gewerkschaftsbewegung. Diese Jugend lehnt die Lebensformen autoritärer Staaten mit aller Entschie- denheit ab. Einfach deshalb, weil sie die Demokratie ernst nimmt. Es ist manchmal so, daß sie gelobt wird, wenn sie gegen den Kommunismus Stellung nimmt, aber die Entrüstung ist da, wenn sie darauf hinweist, daß es auch im westlichen Lager noch sehr viel zu tun gibt, um der Freien Welt ein würdiges Gesicht zu geben. Um nur einige Staaten zu nennen: Spanien, Portugal, Frank- reich.

Den Vertretern der Gewerkschaftsjugend, die in Berlin zu ihren Beratungen zusammentreten, wünscht „auf- wärts“ nicht nur den kritischen Blick für die Aufgaben, die in der Jugendarbeit noch der Lösung harren, sondern auch den teilnehmenden Blick nach dem Teil unseres Landes, in dem heute noch Millionen Menschen ohne die einfachsten Menschenrechte leben müssen. Indem die Jugend beweist, daß sie gewillt ist, die Bundesrepublik zu einem sozialen Musterstaat zu machen, der beispielhaft für ein Gesamtdeutschland werden soll, beweist sie ihre Solidarität mit dem Teil der deutschen Jugend, der heute seine Stimme nicht erheben kann, weil brutale Macht- anwendung diese Jugend um ihre Menschenrechte betrügt.

Hans Dohrenbusch

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund- Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestal- tung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ er- scheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfer- tiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Zur 5. Bundesjugendkonferenz

Von Edmund Duda

Abergläubische Menschen werden alles tun, um wichtige und entscheidende Fragen nicht mit der Zahl 13 in Zusammenhang zu bringen. Viele Hotels überschlagen bei der Numerierung ihrer Zimmer deshalb absichtlich die Zahl 13. Von solchem Kleinmut ist bei der Gewerkschaftsjugend nichts zu merken. Sie hat für ihre 5. ordentliche Bundesjugendkonferenz den 13. und 14. April bestimmt. Zuerst war München als Tagungsort vorgesehen. Die Vorbereitungen waren schon eingeleitet und entsprechende Räume gemietet worden. Die Errichtung der Schandmauer durch Berlin, die für Ulbricht und das SED-Regime immer mehr zu einem politischen Bumerang wird, veranlaßten den Bundesjugendausschuß, nunmehr Berlin als Konferenzort vorzuschlagen. Mit dieser Entscheidung bekundet die Gewerkschaftsjugend ihre Sympathie zu Berlin und ihre Verbundenheit mit der Bevölkerung dieser politisch so schwer geprüften Stadt. Auch die Wahl des Konferenzgebäudes ist eine politische Entscheidung. Das neuerbaute „Jüdische Gemeindehaus“ ist unter zahlreichen anderen Möglichkeiten gewählt worden, weil die Gewerkschaftsjugend sich damit zu unseren jüdischen Mitbürgern und zum jüdischen Volk bekennt.

In Berlin werden etwa 210 Delegierte und Gastdelegierte rund 750000 Mitglieder der Gewerkschaftsjugend vertreten. Zum ersten Male seit 1945 ist die Zahl der jugendlichen Mit-

glieder nicht größer geworden. Im Vergleich zur 4. Bundesjugendkonferenz in Kassel ist sie um etwa 30000 Mitglieder zurückgegangen. Mit dieser Entwicklung werden sich die Delegierten ernsthaft beschäftigen müssen. Es gibt zwar sehr gewichtige Gründe für diesen Rückgang der Mitgliederzahl, wie die niedrige Zahl der aus den Grundschulen entlassenen Schüler – sie war 1960 die niedrigste nach dem Kriege – und die Einberufung zum Wehrdienst. Im Jahre 1962 haben sich bei den einzelnen Gewerkschaften des DGB 22086 Jugendliche zum Wehrdienst abgemeldet. Diese beiden Tatsachen müssen sich zwangsläufig auf die Mitgliedszahlen und auf die gewerkschaftliche Jugendarbeit auswirken.

Der Bundesjugendausschuß hat sich wiederholt mit der Situation der arbeitenden Jugend in der industrialisierten Umwelt beschäftigt. Als Ergebnis dieser Beratungen ist eine „Empfehlung zur Durchführung der gewerkschaftlichen Jugendarbeit“ erarbeitet worden. In dieser Empfehlung werden Vorschläge zur besseren Abstimmung und Koordinierung der Jugendarbeit gemacht. Wesentlicher Bestandteil der Empfehlung ist der Vorschlag, die Bemühungen gegenüber den Jugendlichen im Betrieb zu verstärken. Der Betrieb und die in ihm Beschäftigten sind das Fundament jeder gewerkschaftlichen Arbeit. Das ist, darüber bestehen kaum Zweifel, in den letzten Jahren gewerkschaftlich oft zu wenig gesehen

worden. Mehr Beachtung den Betriebs- und Personaljugendvertretern, bessere Kontakte zu ihnen, ihre verstärkte Schulung und Bildung sowie die Wahl von jungen Vertrauensleuten sollen die Verbindung zu den Arbeitnehmern in Betrieb und Verwaltung intensivieren.

Den Delegierten in Berlin wird berichtet, daß die Anträge der 4. Bundesjugendkonferenz zum überwiegenden Teil erledigt werden konnten oder in der praktischen Arbeit beachtet wurden. Ein Teil allerdings konnte nicht verwirklicht werden, weil vorhandene Schwierigkeiten beim besten Willen nicht zu überwinden waren. Abgesehen von diesen Schwierigkeiten ist zu fragen, ob man sich nicht auch ein wenig zuviel vorgenommen hatte. Ein Zuviel an Aufgaben und ein Zuviel im gesteckten Ziel. Neben einer besseren Koordinierung der gewerkschaftlichen Jugendarbeit werden die Delegierten daher überlegen müssen, wie man zu einer wirkungsvolleren Konzentrierung auf bestimmte Aufgaben kommen kann.

Hoffen und wünschen wir, daß die Teilnehmer der 5. Bundesjugendkonferenz des DGB in Berlin im Interesse der arbeitenden Jugend mutige und klare Entscheidungen treffen werden. Klarheit und Mut brauchen wir mehr denn je!

Foto: Udo Hoffmann

Die Friedensinsel

Der Käptn schreibt:

Friedensinsel, den 15. Februar 1962

Liebe Landratte!

Der Kollege Hans Trögel, seines Zeichens Geschäftsführer der Deutschen Sektion der „Gesellschaft der Friedensinsel e.V.“, schrieb in Nr. 1 des „aufwärts“ von den fehlenden finanziellen Mitteln... „für unseren Friedensfreund Ernst Friedrich“, zwecks Ausgestaltung der Insel. Stimmt, an nervus rerum (das einzige lateinische Wort, das ich kenne) fehlt es, fehlt es sogar sehr! Aber nicht mir, sondern Euch fehlt es an Moneten, respektive an Zaster, Pinke-Pinke, eben an nervus rerum, denn Ihr seid ja die wirklichen Eigentümer der Friedensinsel.

Ich habe zwar ein großes Stück dieser Insel in der Marne gekauft, aber ich habe alles Euch vermacht. Ich bin nur noch der ehrenamtliche Verwalter Euren Eigentums. Und damit Ihr auch wißt, wie reich Ihr seid: dieses bewaldete Grundstück ist über 3000 Quadratmeter groß. Doch damit Ihr auch wißt, daß ich nicht etwa ein reicher Knacker bin, oder die 70000 DM – die es gekostet hat – geklaut hab', so will ich Euch flüstern: dieses Geld hab' ich bekommen vom Berliner Entschädigungsamt für meinen Körper- und Gesundheitsschaden und Gefängniszeit im 13jährigen 1000jährigen Reich, in dem mir die Nazis auch mein Berliner „Anti-Kriegs-Museum“ kaputtgeschlagen hatten und meine Existenz raubten.

All diese Gelder, dazu eine Dollarspende („... damit Sie sich eine neue Existenz gründen können“) und – nicht zu vergessen – die Gelder, die das knorke französische Bauernmädle Marthe mit ihrer Nähmaschine verdiente und mir gab... all diese Gelder sparten wir auf, bis eben 70000 DM zusammengekratzt waren, um die Friedensinsel zu schaffen. Von meiner monatlichen Pension wird abgeknipst, was nötig ist, um dieses Stück Paradies auf Erden schöner und schöner zu machen.

Nachdem wir erst mal das völlig verwilderte Land-urbar gemacht hatten, Marthe und icke, zauberten wir aus einer großen Bootsgarage den „Berliner Pavillon“ (denn schließlich muß ja der „Welt-Friedens-Minister“ einen Sitz haben, zumal er das Sitzen in deutschen Gefängnissen bereits gewohnt war), dann ging's an eine uralte Hausruine, aus der wir das heutige „Tolstoi-Haus“ hexten, und endlich entstand also der „Schweizer Pavillon“. Also drei Häuser mit erst mal 30 Betten. Zu Ostern kommen 20 Betten dazu.

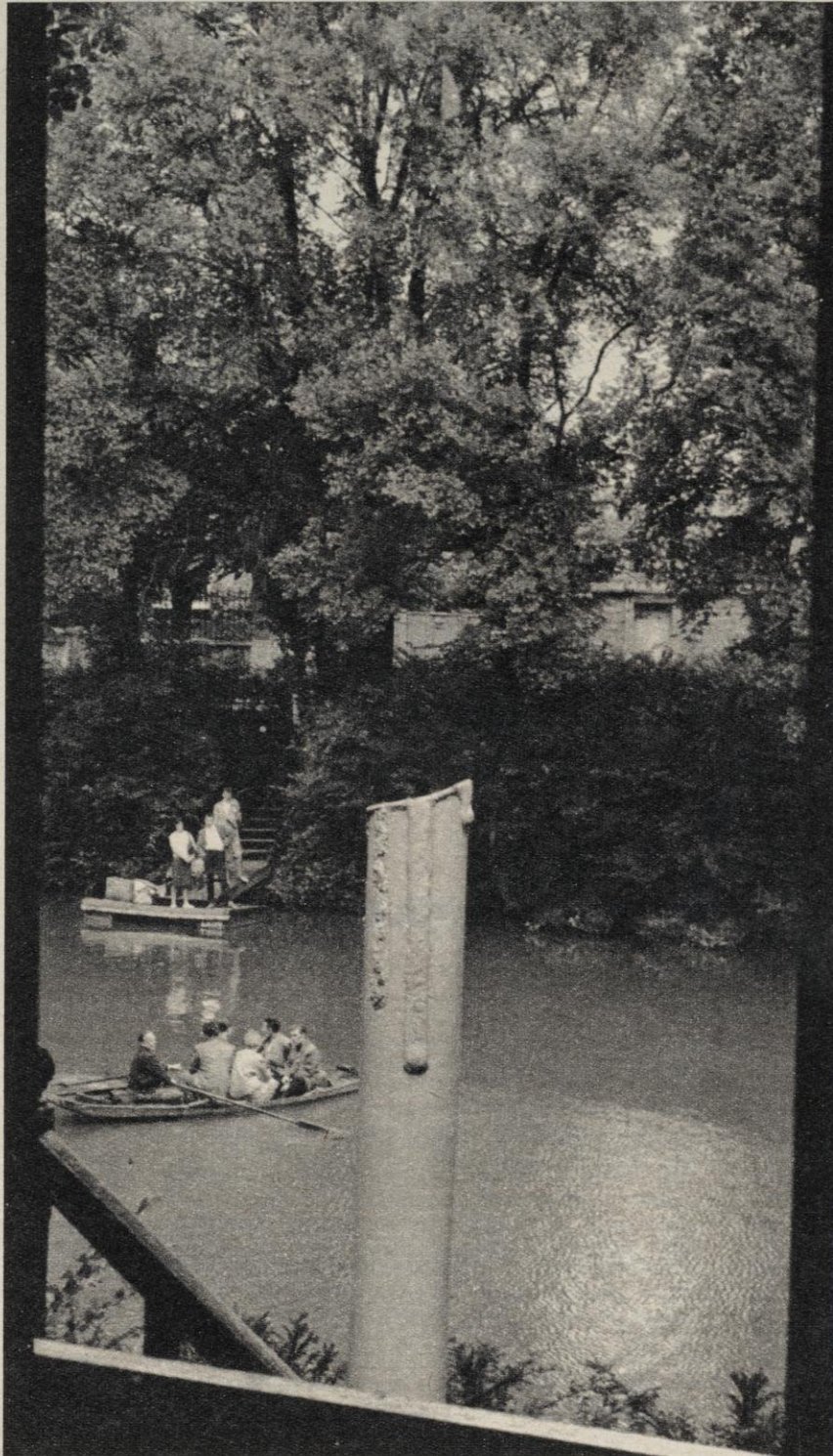
Das alles ist Euer juristisches Eigentum, die Ihr Gewerkschaftsjugend seid und durch Euren Beitritt zur Deutschen Gesellschaft der „Gesellschaft der Freunde der Friedensinsel e.V.“ bewiesen habt, daß Ihr mit Herz und Hand mit helft zum weiteren Ausbau und zur Erhaltung dieser Stätte internationaler Begegnung, internationaler Verbrüderung!

Es ist die erste und einzige pazifistische Unternehmung dieser Art, die nicht von irgendeiner Partei oder einem Staat geschaffen oder finanziert wurde, sondern von einem Sohn des Volkes!

Sorgt jetzt Ihr, Söhne und Töchter des deutschen Volkes, dafür, daß diese Friedensinsel im Meer des Hasses erhalten und noch schöner ausgebaut wird!

Ahoi!

Euer Käptn
Ernst Friedrich



Helft mit, Freunde! Der Jahresbeitrag zur Deutschen Sektion beträgt 10 DM, für Gruppen 50 DM, für in Ausbildung stehende Kolleginnen und Kollegen 5 DM. Und wer seinen Beitrag sofort entrichten will, tue dies an:

Bank für Gemeinwirtschaft AG.,
Stuttgart-N
Hospitalstraße
Konto Nr. 662.

Anfragen betreffend Quartierbestellung werden erbeten an:
Gesellschaft der Freunde der Friedensinsel,
Deutsche Sektion,
Stuttgart-N, Rote Straße 2.
Hans Trögel



Diese Dichter waren so jung ...

Im Kipling Room der Städtischen Bücherei von Toronto waren Werke besonderer Art ausgestellt – Bücher, die von Autoren verfaßt worden waren, ehe sie das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatten.

Da war der kanadische Bestseller „La Belle Bête“ von Marie-Claire Blais aus Quebec, eine junge Autorin, die in der Presse bereits als „Kanadas Françoise Sagan“ bezeichnet wird. Unweit davon standen zwei Bücher, die „La Sagan“ verfaßt hatte, ehe sie einundzwanzig war. Daneben stand ein Gedichtband von Rudyard Kipling und ein Buch der Engländerin Jane Austen. Viel Interesse fand auch Yael Dayans „New Face in the Mirror“, ein Werk der vielversprechenden jungen Dichterin aus Israel.

Bemerkenswert war auch das Buch „First Flowering“, ein Sammelband, der Beiträge von besonders begabten kanadischen Mittelschülern – Prosa und Gedichte – enthielt und von dem aus Wien stammenden Lyriker Anthony Frisch redigiert worden war. Daneben stand Shelagh Delaneys „A Taste of Honey“, eines der erfolgreichsten englischen Theaterstücke der jüngsten Zeit, das nun mit großem Erfolg in London und am Broadway läuft. Die junge Shelagh stammt aus Lancashire.

Besondere Aufmerksamkeit fand auch Majorie Bowens Buch „The Viper of Milan“. Die Autorin hatte dieses Buch vollendet, ehe sie sechzehn Jahre alt war! Die neue Ausgabe des Bandes enthielt auch das Vorwort eines englischen Dichters, der nun Weltruhm erlangt hat. Der Brite hatte „Viper of Milan“ gelesen, als er vierzehn Jahre alt war, und dieses Buch hatte ihn zum Schreiben inspiriert. Der Name des Jungen, der derart zum Dichter wurde, war – Graham Greene ...

Walter Jelen, Toronto

Schneewittchen ohne Kosmetik

Unter diesem Titel hat das Deutsche Jugendschriftenwerk in Frankfurt eine Ton-Dia-Reihe herausgebracht, in der 31 der schönsten und besten Jugend- und Bilderbücher gezeigt und vorgestellt werden. Die Auswahl besorgte der Direktor des Offenbacher Klingspor-Museums Dr. Halbey, der auch den Text geschrieben hat. Die Reihe umfaßt 123 Dias. Unter den 31 vorgestellten Büchern sind neben den Märchen der Brüder Grimm, der Märchen aus 1001 Nacht, Robinson Crusoe, Lederstrumpf auch „Das Mondkuhparadies“, „Haustierkinder“, „Leiermann dreht goldene Sterne“, „Die Sonne“, „Getauscht ist getauscht“, „Henriette Bimmelbahn“, „Die blaue Kugel“ oder „Der vergessene Teddybär“. Die Ton-Dia-Reihe hat die Aufgabe, das gute Buch an das Kind und den Jugendlichen heranzubringen, den Eltern oder Geschwistern, Großeltern und Tanten zu helfen, das richtige Buch zu schenken. Die Ton-Dia-Reihe wird an Bildstellen für Elternabende, an Jugendämter, Familienorganisationen, Jugendorganisationen und Jugendbetreuungsstellen vom Deutschen Jugendschriftenwerk gegeben.

Es ist die dritte Ton-Dia-Reihe, die das Deutsche Jugendschriftenwerk herausgebracht hat. Die erste wandte sich unter dem Titel „Die Eltern waren ahnungslos“ gegen die Comics, eine zweite beschäftigte sich unter dem Titel „Reich mir die Hand, Prinzessin!“ mit gewissen deutschen Illustrierten, die sich allzu sehr mit Filmstars, mit Soraya, Farah und allen gekrönten und ungekrönten Schönheiten beschäftigen, als ob es sonst nichts auf der Welt gäbe. Alle Ton-Dia-Reihen sind durch das Deutsche Jugendschriftenwerk, Frankfurt/Main, Kurt-Schumacher-Str. 1, zu beziehen.

Hier wird quergepfeifen

Euch allen, liebe „aufwärts“-Leser, sind sie inzwischen zu einem festen Begriff geworden. Ich spreche von der Kabarettgruppe der ÖTV Hagen „Die Querpfeifer“, die von zehn hellen Köpfen der Stadtverwaltung Hagen vor zwei Jahren aus der Taufe gehoben wurde. Nanu, werdet ihr sagen, bei denen piept's wohl, unter den Augen des Amtsschimmels kann doch kein Kabarett gedeihen, oder geht's den armen Leuten so schlecht, daß sie sich nach einem Nebenverdienst umsehen müssen. Keines von beiden stimmt!

Diese jungen Leute besaßen einfach eine Portion Humor gemischt mit Schlagfertigkeit und sagten sich: „Es muß einmal gesagt werden!“ Und hiermit wurde schon gleich das Ziel und der Zweck des Kabarett's umrissen, nämlich aufzuzeigen, wie's in unserer Welt aussieht und in politisch-satirischer Art die Schwächen und Fehler der kleinen und großen Politik zu karikieren. Ihre Proben, ein- bis zweimal in der Woche, stehen unter dem Motto „Freie Zeit, deine Zeit, aber sinnvoll angewandt!“

In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde von ihnen ein beachtliches Programm auf die Beine gestellt. So konnten sie im Jahre 1959 fünf, 1960 22 und 1961 33 Auftritte im ganzen Bundesgebiet und Berlin für sich buchen.

Ihr freches, frisches, aber immer objektives Spiel schafften ihnen viele Freunde und Anhänger.

Ein besonders enger Kontakt verbindet die Querpfeifer mit Berlin und im besonderen mit dem Regisseur der Berliner Stachelschweine, Horst Braun, der auch zu ihren Lehrmeistern gehört.

Mit viel Freude und Schwung gehen diese jungen Gewerkschaftskollegen an ihre Aufgabe, die sie nach Aussage vieler Kritiker und Zeitungen vorbildlich meistern, und auch ihnen wie auch ihren großen Kollegen ist herzlich-besinnlicher Beifall größter Lohn und Ansporn zu neuem Tun.

G. V.



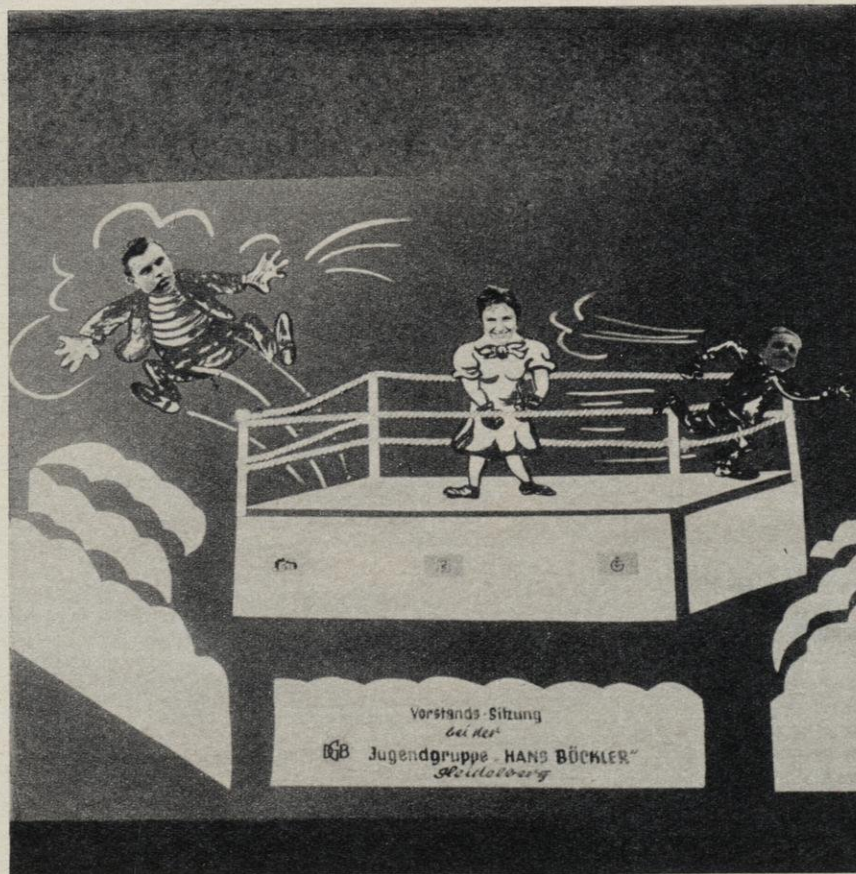
Wir wollen, daß die Völker miteinander sprechen und keinen neuen Krieg vom Zaune brechen!

Ausstellung der Heidelberger DGB-Jugend

Die DGB-Jugendgruppe „Hans Böckler“ führte in der Zeit vom 31. Dezember 1961 bis 6. Januar 1962 im Gewerkschaftshaus Heidelberg eine sehr interessante Ausstellung über ihre Arbeit durch. Die Ausstellung, welche in erster Linie Fotos zeigte, wurde von nahezu 1000 Heidelbergern besucht. Ein großräumiger Saal beherbergte über 100 Bilder, von der Gruppe selbst im Labor hergestellt. Ein Teil der Ausstellung wurde durch eine Plakatsonderschau belebt, welcher ein Gruppenwettbewerb zugrunde lag. Hauptpunkt jedoch war der Teil: Berlin bleibt frei. Dieser Teil der Ausstellung wurde von zwei Gruppenmitgliedern selbst gestaltet und fand in allen Presseveröffentlichungen ein lebhaftes Echo.

Mit einer kleinen Feierstunde wurde am 31. Dezember 1961 die Ausstellung für die Öffentlichkeit freigegeben. Zahlreiche Gäste, wie Vertreter der Stadt und des Stadtjugendringes, der verschiedenen Jugendverbände, der einzelnen Gewerkschaften und des DGB, unter ihnen der DGB-Ortsvorsitzende Wegmann und der DGB-Landesjugendsekretär Neumann, waren erschienen. In ihren Begrüßungsansprachen drückten sie die Hoffnung aus, daß die Ausstellung von vielen Menschen besucht würde. Kollege Wegmann lobte vor allem den schöpferischen Geist der Gewerkschaftsjugend.

Die Presse hatte bereits vorher ausführlich von dieser Leistungsschau der DGB-Jugendgruppe „Hans Böckler“ berichtet, und so war der Besuch schon in den ersten Tagen sehr rege. Ein Interview des Süddeutschen Rundfunks mit dem Ortsvorsitzenden Emil Wegmann und dem DGB-Jugendgruppenleiter



Manfred Weber war der Höhepunkt der gut durchdachten Publikumsarbeit. Im Laufe der Öffnungszeiten besuchten Stadträte, Vertreter aller Parteien, Jugendverbände sowie Geistliche beider Konfessionen die Ausstellung. Täglich wurde den Gästen ein von der Gruppe selbst gedrehter Film über verschiedene Gruppenereignisse im Jahre 1960 gezeigt.

Abschluß bildete ein großer Elternabend mit Siegerehrung, welcher im überfüllten Saal des Gewerkschaftshauses stattfinden konnte. Auch dazu konnte der Kollege Manser, Mitglied des Gruppenvorstandes, noch einmal – außer den Eltern – sehr viele Ehrengäste begrüßen. Der Film: Der 17. Juni in Berlin, paßte sehr gut in den Rahmen des Abends und auch zur Rede des Gruppenleiters Manfred Weber, der den Eltern den Zusammenhang zwischen der Gruppenarbeit bis zur bewußten politischen Schulung zeigte.

Für ihre guten Leistungen konnten folgende Gruppenmitglieder wertvolle Preise entgegennehmen:

Heinz Manser, Rainer Nimis, Heiner Krohforst, Willi Ewald, Günter Kohler, Günter Johannsen, Manfred Weber, Berthold Dünzl und Hilde Müller.

Der Abend war mit neuen Liedern und zahlreichen Sketchen umrahmt, und bei fröhlichen Klängen tanzten Eltern und Jugendliche bis Mitternacht. Wahrlich, für den Abschluß einer solchen Ausstellung hätte man keine bessere Sache als die gemeinsame Betätigung von der heutigen und zukünftigen Generation sich wünschen können.

Manfred Weber

Neuer Clown im Apollo

Von Horst Hartmann

Die schmale Wohnwagentür gab einen hochaufgeschossenen Mann frei, der einen Moment stehen blieb, um dann Stufe für Stufe die Treppe hinab- und am Zirkuszelt langsam entlang zu schlendern. An der Seitenpforte des Zaunes nickte er dem Neger in der himmelblauen Livree aufmunternd zu. Gleich darauf verschwand er in einer Seitenstraße. Unter dem Gelb einer Laterne traf er auf den Chauffeur.

„Nanu, noch ein kleiner Spaziergang?“

„Ja“, sagte er, „ich will mir noch etwas die Beine vertreten.“

„Lampenfieber?“ fragte der Chauffeur.

„Ach wo.“

Eine Zigarettenschachtel schob sich dem Chauffeur entgegen, der sofort zugriff.

„Danke.“

„Hast du eigentlich schon einen Vertrag?“

„Nee, erst drei Probevorstellungen – und dann hoffentlich.“

„Wird schon schiefgehen.“

„Das meine ich auch. Außerdem habe ich schon schwierigere Sachen hinter mir. Aber sag' mal, was ist denn mit Patt eigentlich passiert? Der Agent sagte, im Apollo-Zirkus ist ein Clown ausgefallen, wahrscheinlich für längere Zeit, und hier sagte der Presseheini, ich müßte gleich heute Abend auftreten.“

„Patt selbst ist gar nichts passiert, aber seine Frau ist schwer erkrankt. Er bekam ein Telegramm und war furchtbar aufgeregt.“

„Warum fährt seine Frau denn nicht mit?“

„Ich weiß nicht, hat wahrscheinlich irgendwo einen guten Job.“

„Ach so.“

„Aber zwei Clowns sind viel zu wenig. Du wirst bestimmt deinen Kontrakt bekommen.“

„Hoffentlich. Also bis später.“

„Bis später.“

Er ging weiter, quer über eine Anlage, und das Gesicht sah auf zu den Fassaden der Häuser. Dieser Stadtteil war ihm bekannt. In den Monaten seiner Arbeitslosigkeit war er oft auf den Kieswegen spazierengegangen, aus reiner Langeweile und vor Überdruß schließlich auch quer über die Rasenbeete, was am hellen Nachmittag ein Strafmandat eintrug. War es verwunderlich, wenn brave Bürger mit Frau und Kindern – sie sahen aus wie weiße Segelschiffe, die in der Ferne so stolz vorbeiziehen – einen ziellos über die Beete schlendernden Mann mißtrauisch betrachteten? Brave Bürger, Beamte, deren Büro bis zum jüngsten Tag erhalten bleiben würde? In einem stillen Vorstadtpark kann die Anarchie beginnen, darum fühlte sich der Polizist verpflichtet, drei Mark zu verlangen, ganz besonders nachdrücklich, als er erfuhr, daß der Mann vor ihm Zirkusclown sei.

Der Kies knirschte unter seinen Schritten. Jeder Schritt war eine Silbe: Gig-gy-im-Zir-kus-A-pol-lo...

Der Andrang zum Zirkus war unvermindert groß. Wie in den vergangenen Tagen würde auch diese Vorstellung ausverkauft sein. Einzeln und in Gruppen kamen die Besucher. Erwartungsvolle Gesichter älterer Ehepaare ohne Tuchföhlung, jüngerer Paare, bis zur Kasse noch umschlungen, dann Hand in Hand. Gruppen von Menschen, lustig, voller Beifall für einen ihrer Wortführer, der sich mit einem Witz brüstete. Die grell geschminkten Platzanweiserinnen kamen nicht zum Stillstehen. Lächelnd – das gehörte zum Beruf –, auf hohen Absätzen, schleusten sie die Besucher auf ihre Plätze und mit einem besonders charmanten Lächeln die Besitzer der teuren Plätze nach vorne zu den Logen. Die Augen der Besucher studierten das Programm. Mancher Zeigefinger blieb auf einer Zeile haften:

Die Nachbarin wird angestoßen: „Hier zwölf Berberlöwen, tolle Sache, und hier der Direktor mit seiner Elefantengruppe.“

„Mit Tropenhelm und braungebranntem Gesicht“, denkt die junge Frau und nickt abwesend.

Eine Viertelstunde vor Beginn füllt sich das Musikerpodium; erwartungsvolle Gesichter blicken empor zu den Männern im schwarzen Frack und den ölig glänzenden Mähnen.

„Eine Zigeunerkapelle“, erklären die Programmbesitzer. Durch das Summen der vielen Stimmen vermeint das Publikum die zarten Töne der nachgespannten Saiten zu vernehmen. Die Spannung der Tausenden löst sich erst in dem Augenblick, als der Zigeunerprimas mit Stock und Geige das Zeichen zum

Einsatz gibt. Der Hausmarsch des Zirkus Apollo, den morgen alle Gassenjungen pfeifen, erklingt.

Der Chef läuft unterdessen nervös hinter dem Samtvorhang umher, der den Blick zur Arena verdeckt. Lakaïen stehen da, und die Artisten warten auf ihren Auftritt.

Der Mann im Staubmantel kommt durch dieselbe Seitengasse zurück. Im Wohnwagen erwartet ihn schon ein verwachsener kleiner

Wicht, dessen Gesichtsfalten von Bitterkeit durchfurcht scheinen.

„Mensch, was ist denn mit dir los? Heute ist dein erster Abend, und du kommst zu spät.“

„Aber jetzt bin ich da!“ Giggy blinzelt in das runzlige Gesicht.

„Mensch, der Inspizient hat schon nach dir gefragt.“

„Laß ihn fragen, denn erstens bin ich jetzt hier“, er wirft den Mantel übers Bett, die ande-

Foto: Emil Ruf



Schloß und Riegel

Von Wolfgang Ebert

ren Sachen fallen hinterher, „und zweitens bin ich in drei Minuten fertig.“

Aus dem Spind zieht er ein blutrotes langes Hemd, der kleine Clown reicht ihm Perücke und Nase.

„Bin ich nicht schön?“

„Ja, aber komm schon, es ist soweit.“

Der Schminkeffekt vergrößert den Mund von Ohr zu Ohr, und beide stolpern aus dem Wagen.

„Also zuerst kommt die Sache mit dem Fisch und dann die Hüte.“

Mit erhobenen Knien stampfen sie durch die Sägespäne, der Vorhang hebt sich, und die Clowns beginnen ihren Nonsens. Die Arbeiter bringen die Matten der Akrobaten heraus. Giggy stolpert in die Mitte der Arena, hinterdrein Goliath, der Liliputanerclown. Ängstlich hält er sich am Rocksäum seines Vordermannes fest. Der bleibt stehen, und schon kriecht Goliath unter seinen Rock. Giggy hebt andächtig seinen Kopf, seine linke Hand greift langsam in die Luft. Schnell ballt er sie zur Faust, die geöffnete Hand hält einen Fisch hoch. Unter seinem Rock rumort es indessen. Der Kleine will unbedingt vorwärts, der Große steht und nachdenklich den Fisch in den Sägespänen betrachtet. Langsam rappelt sich Giggy auf, sieht zu, wie Goliath eine Angel aus dem Hosenbein zieht und sie nach dem Fisch auswirft. Von der Galerie sind die ersten Lacher zu hören.

„Los, den Eimer!“ sagt Goliath leise.

Giggy watschelt zum Ausgang, wo ihm ein Stalldiener einen vollen Eimer mit Wasser reicht. Hinter ihm kommen bereits die Arbeiter, die mit schnellen Handgriffen an vier Stellen gleichzeitig ein Gerüst aufbauen.

Schwapp, das Wasser klatscht auf den Boden. Goliath zieht heftig die Angel ein. Natürlich bleibt der Fisch liegen. Goliath wackelt mit dem Kopf und wirft wieder die Angel aus. Da nimmt Giggy den Eimer, und das restliche Wasser plantscht seinem Kollegen in den Kragen. Der springt entsetzt hoch und läuft den Kreis um die Logen ab. Giggy wirft den Fisch in den Eimer und zieht mit der Angel den leeren Eimer hinter sich her. Am Eingang treffen sich die beiden, bleiben vor einander stehen, lüften die Hüte und begrüßen einen Stalldiener, der hinzutritt. Die Hüte wechseln reihum ihre Besitzer, ein uralter Trick der Zirkusclowns, aber der Jubel ist da. Es ist auch höchste Zeit, denn die Musik setzt ein, und lächelnd kommen die Akrobaten in ihren fleischfarbenen Trikots mit einem blitzenden Stern auf der Brust. Im zügigen Gang wischt sich Giggy den Schweiß von der Stirn, und sein Partner gibt dem Stallburschen seine „Apollo“-Mütze wieder. Der Chauffeur kommt auf Giggy zu und schlägt ihm auf die Schulter: „Gut, Giggy, die Sache mit dem Fisch hat geklappt.“

„Red‘ nicht soviel, gib mir lieber ne Pulle Bier.“

Er hebt die Flasche an, und beim Absetzen ist sie leer.

„Jetzt kommt die Kuh an die Reihe, todsicherer Erfolg!“

Siegesgewiß streicht er seine Bluse glatt.

Den Akrobaten folgen die Shetlandponys. Pausen dürfen nicht entstehen. Nach dem letzten glockenläutenden Fohlen hört man bereits das Trompeten der Elefanten.

Dann geht Giggy mit einer hölzernen Kuh hinaus. Einige Lacher empfangen ihn. Ein guter Clown mißt seine Beliebtheit an den Vorschußlorbeeren.

„Ich muß den Vers gut anbringen.“ Sein Auge fixiert eine Dame in der ersten Loge an. Die Gefahr dieser Einlage besteht darin, daß er nicht die Ruhe findet, zum Sprechen zu kommen. Sein Zeigefinger liegt an den Lippen. Tolpatschig dreht sich Giggy im Ring. „Es geht“, denkt er.

„Die Kuh“, ruft er.

Lacher von oben. Pathetisch zeigt er auf das Holzmodell.

„Die Kuh brüllt muuh, laut und vernehmlich und ist wie du genau so dämlich!“

Blitzschnell hat sich Giggy beim „du“ zur Seite gewandt, und mit zwei großen Schritten ist er auf Armeslänge an die Loge herangekommen, zeigt auf die Dame, tritt zurück, verbeugt sich und watschelt zur Kuh zurück. Er nimmt den Kopf der Kuh ab, holt eine Milchflasche heraus und trinkt. Dann watschelt er, so schnelles geht, zurück. Lebhaftes Klatschen und „Oh“-Rufe begleiten ihn.

Auf dem Gang steht wieder der Chauffeur, zieht ihn beiseite.

„Giggy, du hast es geschafft. Der Chef hat neben mir gestanden und laut gelacht. Er sagte: Hat ganz groß eingeschlagen. Einen Clown mit Versen habe ich zwar noch nie auf-treten lassen, aber der Kerl hat Erfolg.“

„Tatsächlich?“

Giggy bleibt stehen und grinst. Dabei wird sein Gesicht zu einer riesigen Grimasse.

„Klar, das habe ich doch selbst gehört. Hier, trink noch eine Pulle.“

Gierig greift Giggy nach der Bierflasche. Schaum steht ihm auf den Lippen.

„Das ist ja nicht auszudenken, endlich wieder Arbeit und dazu im Fach. Junge, das wird heute Abend noch gefeiert. Hast du dir jemals bei einem Zündkerzenwechsel Gedanken gemacht, worin der Erfolg eines Clowns besteht?“

„Im Beifall wahrscheinlich.“

„Großartig, mein Junge, im Beifall. Und der Beifall kommt vom Klatschen, wie?“

Der Chauffeur stutzt einen Augenblick, schiebt seine Mütze in den Nacken und fängt an, sich hinter dem Ohr zu kratzen.

„Jetzt hast du mich in die Enge getrieben.“

„Aber nicht doch. Wir Hanswürste sind in die Enge getrieben. Unsere Schuhe passen Elefanten, die Hose ist mit einer ellenbogenlangen Sicherheitsnadel an der Jacke befestigt, wir sind dumm und blöde.“

„Ja, aber eure Nummer muß doch überzeugen, sonst würde doch niemand lachen.“

„Du siehst die Nummer immer von uns aus. Du mußt sie vom Rang aus sehen. Ich sehe sie nur durch den Vorhang, von hinten.“

„Auch gut, von oben betrachtet bedeutet doch aus höherer Erkenntnis, – oben thronen die Götter. Es sollte ja nicht wörtlich gemeint sein.“

„Anscheinend doch wörtlich, ihre Zustimmung entscheidet über Erfolg oder Nichterfolg eines Clowns.“

„Das versteht sich von selbst, aber die Ursache des Erfolges liegt tiefer. Übrigens ist das ganze Gequassel Unsinn. Kein Zirkusartist ist unbedeutender als ein Clown, der ja nur ein Lückenbüßer zwischen zwei Nummern ist. Wir dürfen ja nicht einmal mit einem menschlichen Gesicht herumlaufen, sondern ewig als Maske, Marionette, Symbol eines falsch geschalteten Roboters. Wir müssen für den dümmsten Besucher den Affen machen. Wir müssen durch unsere Dummheit die Erhabenheit der Besucher beweisen.“

„Damit beweist ihr doch nur die allgemeine Dummheit des Besuchers, der stellvertretend für die ganze Menschheit über euch und damit über sich selbst klatscht.“

„Das habe ich auch gedacht, aber diesen Trost verlor ich sehr bald. Heute hasse ich meinen Beruf und das ganze Volk auf den Rängen.“

„Jetzt geht mir ein Licht auf; deswegen hat du wohl die Dame als dämlich bezeichnet?“

„Gewissermaßen ja.“

Giggy lacht.

„Weil sie das Opferlärm des Volkes ist.“

„Ich staune nur, daß unser Alter keine Angst hat, die Dame kann sich doch beschweren.“

„Die Dame wird sich nicht beschweren, denn sie ist meine Frau!“

Der Chauffeur zog diesmal seine Mütze ins Gesicht und ein ihn beiseite drängender Stallbursche antwortete für ihn: „Trottel!“

Es ist unerhört!“ rief meine Frau und klopfte dabei mit meinem Frühstücksei auf den Tisch, „es ist unerhört!“

„Du hast recht“, sagte ich erschreckt, „aber müssen wir uns schon morgens über die geplanten Portoerhöhungen ereifern?“

„Es ist unerhört, wie sie wieder unserem Verteidigungsminister ans Leder wollen.“ Meine Frau hatte schon immer eine Schwäche für starke Männer, hat dann aber mich geheiratet. „Sie werden nicht ruhen und nicht rasten, bis er ihnen den ganzen Krempel vor die Füße wirft oder gar noch zurücktreten muß!“

„Also, da kann ich dich beruhigen“, sagte ich und verbrannte mir den Mund am Kaffee, „das wirst du niemals erleben.“

„Haben die denn gar nichts Besseres zu tun, als in anderer Leute Angelegenheiten herum-zuschneffeln?“ ereiferte sie sich mehr und mehr.

„Vielleicht glauben sie, weil es sich um Steuergelder handelt, sei es auch unsere Angelegenheit“, gab ich zu bedenken.

Aber mit einem „Papperlapapp“ entzog sie mir das Wort. „Diese vaterlandslosen Gesellen wollen ihm gerade jetzt in den Rücken fallen, wo er doch alle Hände voll zu tun hat, uns zu verteidigen.“

„Und nun muß er sich auch noch selbst verteidigen! Hoffentlich findet er dazu überhaupt Zeit. Übrigens kommt es doch in allen Ländern mal vor, daß man einem Minister etwas vorwirft und er dann, wenn der Vorwurf berechtigt ist, abgesetzt wird.“

„Bei uns kommt so etwas nie vor“, funkelte sie mich an und wischte etwas Haferflockenspeise von der Oberlippe, „bei uns tut man so was nicht. Auch setzt man Minister nicht ab. Ein Minister ist schließlich ein Minister.“

Da ich darauf nichts erwiderte, faßte sie das wie üblich als Zustimmung auf und fühlte sich zugleich aufgefordert, weiterzureden. „Vergessen denn diese Leute ganz, daß sie mit diesen Anschuldigungen nur dem Osten dienen? Die in Pankow reiben sich doch jetzt entzückt die Hände! Da sollten wir alle zusammenhalten und uns nicht wegen einiger lumpiger Millionen Mark in die Haare bekommen.“ Ich trank einen Schluck von meinem aufgelösten Magermilchpulver.

„Gerade jetzt, wo sich Leute wie Kennedy und Macmillan ein bißchen an das Gesicht unseres Verteidigungsministers gewöhnt haben, da kann man ihnen doch nicht schon wieder ein neues zumuten.“

„Dafür haben wir sie wenigstens nicht dauernd mit neuen Bundeskanzlern erschreckt“, wagte ich einzuwerfen.

Mit Hilfe des Marmeladenglases wies mich meine Frau in die Schranken. „Was sollen denn unsere Alliierten bloß von unseren Ministern denken, wenn sie so was hören? Wo wir doch ihr Vertrauen so dringend benötigen!“

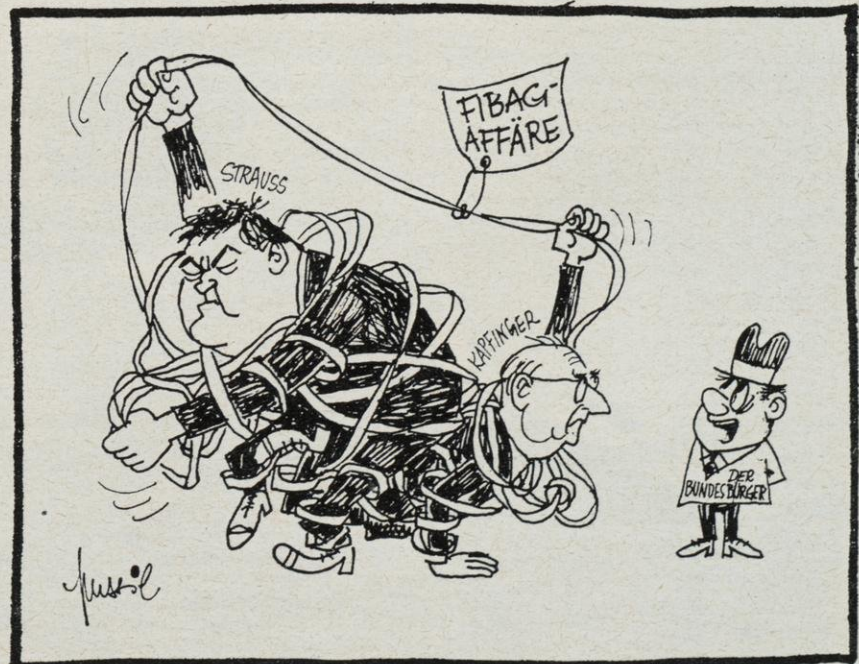
„Daran hätte aber doch auch der Minister denken können, als er diese komische Empfehlung an das amerikanische Verteidigungsministerium richtete“, entgegnete ich vorsichtig.

„Unser Strauß kann einfach nicht an alles denken. Ich finde es schon bewundernswert, wie er dabei noch Zeit findet, sich für den Nachwuchs stark zu machen. Glaubst du, ein Mann wie dieser Schloß, mit einem Semester Architekturstudium, hätte ohne Strauß solche Chancen bekommen? Und daraus will man ihm noch einen Strick drehen“, sagte sie und schüttelte vor Aufregung Salz in den Tee, ohne daß ich sie daran hindern konnte. „Sie behaupten sogar, er habe sich dabei bereichern wollen!“

„Das ist ungeheuerlich. Dabei hatte der Minister, wie ich es sehe, etwas ganz anderes vor“, sagte ich und schnupperte an meinem Huflattichsaft, „er wollte, dachte ich mir, ein wunderbares Beispiel von Privatinitiative geben und aus eigener Tasche unsere Verteidigung verstärken, indem er damit Raketen, U-Boote, Panzer und Überschalljäger kauft. Die wollte er vielleicht heimlich bei sich im Garten unterbringen und dann, im Ernstfall, sagen: Bitte, das ist mein Verteidigungsbeitrag! Du weißt, man spricht in seinem Falle so gern von Hausmacht.“

Meiner Frau stiegen die Tränen in die Augen. „Das sähe ihm so ähnlich, wahrhaftig. Wenn doch alle so ihre Pflicht täten wie er!“

„Gut. Nehmen wir uns an ihm ein Beispiel“, sagte ich und biß in ein Radieschen, „ich habe eine wunderbare Idee! Wie wäre es, wenn wir uns von unserer nächsten Steuerhinterziehung eine niedliche Sammlung von Plastikbomben anschaffen würden? Und die werfen wir dann, im Ernstfall, in sowjetische Offiziersküchen, was hältst du davon?“



„Ganz schön verwickelt — meine Herren!“

(Frankfurter Rundschau)

„Lassen Sie meine Tochter in Ruhe!“

Pontis Foto/ Ali Weisweiler

Wieder gibt es in mancher Familie erbitterte Diskussionen um den Urlaubspartner der heranwachsenden Tochter. „Wenn du keine Erlaubnis bekommst“, sagt der Freund, „fahren wir eben so. Schließlich verdienst du ja dein Geld selbst und bist alt genug, um zu wissen, mit wem du Ferien machen willst!“

Junge Leute, die so denken, können sich arg verrechnen. Bemerkenswerte Gerichtsurteile haben nämlich in jüngster Zeit dem Freiheitsdrang noch nicht mündiger Töchter einen Riegel vorgeschoben. Mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen wurden Kavaliers belegt, die junge Mädchen ohne Rücksicht auf die Eltern zum Mitkommen aufforderten.

Es war ihre erste Liebe. Die wirkliche große, wie sie meinte. Und Hildes siebzehnjähriges Herz entflammte lichterloh. Dieter K. entsprach genau ihren romantischen Vorstellungen. Elegant und charmant, gebildet und sicher, unterschied er sich so sehr von den Kollegen der jungen Postangestellten, daß sie glaubte, das Glück ihres Lebens gefunden zu haben.

An einem heißen Badesonntag begann die Bekanntschaft. Das Mädchen bewunderte den Braungebrannten, wie er mit einer Ausländerin gewandt französische Konversation betrieb. Später lud er sie zu einem kleinen Wetschwimmen ein, das er sie kavalierhaft gewinnen ließ.

Am Abend glaubte die Siebzehnjährige den Weltgewandten schon lange zu kennen. Wie

verzaubert war sie von ihrer plötzlichen Liebe. Und wenn Dieter erst die Erbschaft antrat, von der er berichtete, würde sie mit auf die große Reise gehen. Die Hochzeitsreise!

Lange dauerte es nicht, bis die Eltern Hildes Veränderung bemerkten. Sie verlangten, Herrn K. kennenzulernen. Aber es wurde eine frostige Begegnung. „Der Mann gefällt mir nicht!“ sagte die Mutter. „Der Kerl ist ein Abenteurer!“ wettete der Vater. Das Mädchen erschauerte. Natürlich waren die Eltern viel zu simpel, um eine derartige Persönlichkeit zu beurteilen. Ein Mann von solcher Bildung! Und dann dieses Urteil!

An dem Abend ging Hilde grußlos zu Bett. Voll Lebensüberdruß weinte sie sich in Schlaf. Und

am nächsten Tag verließ sie Elternhaus und Post, um ihrem „Bräutigam“, wie sie Dieter nun nannte, in eine goldene Zukunft zu folgen. Aber es wurde keine Fahrt ins Glück. Nach vierzehn Tagen war der Mann seine Begleiterin leid. „Du bist mir zu dumm!“ gab er ihr den Laufpaß. „Mach, daß du nach Hause kommst!“ Die Eltern aber ließen es nicht damit bewenden und erstatteten Strafanzeige. Das Gericht bezog sich auf den zwar wenig bekannten, aber eindeutigen Paragraphen 237 des Strafgesetzbuches, nach dem mit Gefängnis bestraft wird, „wer eine Minderjährige mit ihrem Willen, jedoch ohne Einwilligung der Eltern entführt, um sie zur Unzucht oder zur Ehe zu bringen.“ Das Urteil erregte Aufsehen. Der Mann, dem ein Mädchenschicksal nichts bedeutete, erhielt anderthalb Jahre Gefängnis!

Teure Flucht

Auch die Reise, welche Ruth H. unternahm, hatten Vater und Mutter verboten. Und von dem „Bräutigam“, der sie begleitete, wollten sie schon gar nichts wissen, weil sie Rolf H. für einen Luftikus und als Schwiegersohn ungeeignet hielten.

Doch Ruths Freund stand auf dem Standpunkt, es sei seine und des Mädchens Sache, ob sie sich liebten. Ginge es nicht mit den Alten, werde er auch ohne ihren Segen auskommen.

Schließlich war es so weit, daß der Vater der Neunzehnjährigen verbot, Rolf noch einmal zu sehen. „Wenn du großjährig bist, kannst du machen, was du willst“, sagte er. „Aber bis dahin bestimmen deine Eltern, mit wem du verkehrst!“

Die Antwort auf das väterliche Machtwort war die Flucht. Das junge Paar übersiedelte in die Großstadt, um dort die zwei Jahre abzuwarten, welche Ruth noch von ihrem 21. Geburtstag trennten.

Die Kriminalpolizei, welche das Idyll beendete, brachte Rolf H. vor Gericht. Entführung mit Willen!

„Sie war doch schon neunzehn, wir liebten uns und wollten heiraten“, sagte der Angeklagte. „Alles keine Entschuldigung“, urteilte das Gericht. „Wer mit einem minderjährigen Mädchen gegen den Willen der Eltern davonfährt, ist ein Entführer!“

Ruth ist inzwischen wieder daheim und hat sich den Bräutigam aus dem Kopf geschlagen. Und nur weil der darob milde gestimmte Vater keinen weiteren Wert auf Bestrafung legte, kam Rolf H. mit sechshundert Mark Geldstrafe davon.

Familienehre

Bei Franz und Gerd konnte man von Entführung nicht sprechen. Der junge Mann hatte das fünfzehnjährige Lehrmädchen immer nur zum Tanzen abgeholt und anschließend wieder nach Hause gebracht.

Davon ließ er sich allerdings auch nicht abhalten durch ein Verbot der Eltern. „Was ist schon dabei?“ hatte er gemeint, als ihn der Vater stellte und erklärte: „Lassen Sie meine Tochter in Ruhe, sie ist noch ein Kind!“

Wiewohl es also keine „Entführung“ zu ahnden gab, sah das Gericht, an das sich Franz' Eltern wandten, dennoch eine Möglichkeit, Gerd zu bestrafen. Es stellte nämlich fest, das Freundschaftsverhältnis des um zehn Jahre Älteren mit der Fünfzehnjährigen kränke die Ehre des jungen Mädchens wie die der Eltern. Der junge Mann, der gemeint hatte, es sei Franz' Sache, mit Vater und Mutter fertig zu werden, fiel aus allen Wolken, als er sein Urteil hörte. Zwei Monate Gefängnis wegen „Beleidigung der Familienehre“!

W.



Phrasen

leicht

zur

Hand

Der Schwall von Phrasen, der in diesen Tagen in Sachen Dienstpflichtjahr für Mädchen geliefert wird, erinnert nur allzusehr an die „Große Zeit“, an deren Nachwirkungen wir noch zu krebsen haben.

Da heißt es:

„Man muß die Mädchen zwingen, das Glück des Helfens zu erleben.“

„Müttern aus allen Schichten des Volkes muß eine Hilfe beigegeben werden.“

„Die sittliche Kraft oder Schwäche einer Nation liegt vorwiegend in der Hand der Frauen.“

„Ethischer Wert des Dienenlernens.“

Phrasen waren bei uns immer leicht zur Hand, wenn es darum ging, gewisse Maßnahmen, die auf Widerstand stoßen, zu verkleistern. Die Mädchen, die in der Schokoladenfabrik täglich acht Stunden Pralinen verpacken, acht Stunden hinter dem Ladentisch stehen, acht Stunden die Tasten der Schreibmaschinen anschlagen, an der Stanze, an der Steppmaschine sitzen oder mit einer anderen freigewählten Beschäftigung ihren Lebensunterhalt verdienen und zum Wohl der Familie beitragen, sollen „ertüchtigt“ werden. „Ertüchtigung“, das ist auch so ein Wort, das im Phrasenschwall immer wieder auftaucht. Die Mädchen sollen tüchtig im Dienen werden. Das klingt so, als erfordere Beruf und Arbeit der Mädchen keine körperliche und seelische Anstrengung und nicht jeden Tag eine Überwindung, um oft sehr stereotype Arbeit zu leisten.

Was aber steckt in Wirklichkeit hinter den Phrasen, mit denen ein Dienstpflichtjahr für Mädchen populär gemacht werden soll? Es ist eine Tatsache, daß in den Haushalts- und Pflegeberufen Mangel an Arbeitskräften herrscht, der durch Abwanderung in andere Berufe noch verstärkt wird. Die Mädchen machen also in der Epoche der Vollbeschäftigung nichts anderes, als was andere Arbeitnehmer, die älter sind, auch machen.

Es ist auch eine Tatsache, daß Haushalts- und Pflegeberufe nicht attraktiv sind, weil die Arbeitsbedingungen zu wünschen übriglassen. Um das zu ändern, braucht man weniger von Idealismus zu reden, als vielmehr von handfesten Dingen: von vernünftiger Arbeitszeit, angemessenem Lohn, ausreichenden Ferien, also auch in diesen Berufen von einer zeitgemäßen sozialen Einstellung.

Die Befürworter des Pflichtjahres für Mädchen wollen lieber wieder einmal den Status des Grundgesetzes durchlöchern, der auch den jungen Menschen die freie Wahl des Arbeitsplatzes und der Ausbildungsstätte verbürgt, als nach vernünftigen Wegen zu suchen, um aus dieser Misere herauszukommen. Das Verlangen nach einem Pflichtdienstjahr zeigt im Grunde, daß man die Probleme mit Zwang lösen will. Das ist für diese Leute immer der einfachste Weg. In autoritären Staaten mag



das üblich sein, aber wir sollten unser Grundgesetz nicht zu einem Sieb machen.

Theologieprofessor Thielicke aus Hamburg hat sich eine ganz besondere Begründung für die Einführung des Dienstjahres ausgedacht. Er meint, daß die Gleichberechtigung der Geschlechter diese Dienstpflicht verlange, denn wenn die jungen Männer dienen müßten, dann auch die Mädchen. Frau Ministerialrätin Tritz in Bonn hat dem Professor die gebührende Antwort gegeben. Frau Tritz sagte: „Gleichberechtigung bedeutet keine schematische Gleichschaltung. Sie erlaubt durchaus eine Berücksichtigung der weiblichen Eigenart. Die Frau ist im übrigen in manchen Lebenssituationen – man denke nur an die nicht seltene doppelte Aufgabe im Haushalt und im Beruf – stärker belastet als der Mann.“

Es ist erfreulich, daß weite Kreise in der Bundesrepublik sich gegen die Einführung eines Dienstpflichtjahres für Mädchen wehren und sie ablehnen, nicht nur die Bundesministerin Elisabeth Schwarzhaupt, auch der Bundesjugendring, die Gewerkschaften, die SPD, Frauenverbände der katholischen und evangelischen Kirche und die Junge Union.

Frau Schwarzhaupt hält nichts von einem Pflichtjahr. Sie sagte: „Gegen die Schwesternnot bei den Krankenhäusern – und allein darum geht es mir – sind noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Zu Gehalt, Arbeitszeit und Wohnung ist sicher viel geschehen. Aber beispielsweise könnte man mehr Ausbildungsstätten für Schwesternhelferinnen und Krankenpflegerinnen errichten und so auch schon jüngere Mädchen an diesen Beruf binden, bevor sie das für die eigentlichen Schwesternschulen verlangte Alter erreicht haben. Hier sollten auch öffentliche Mittel stärker eingesetzt werden.“

Das ist ganz gewiß vernünftiger, als wenn man Idealismus und Nächstenhilfe erzwingen will. Vorerst will man es nun mit einem freiwilligen Arbeitsdienst versuchen, vielleicht in der Hoffnung, daß kommende Notstandsgesetze die gesetzliche Einführung des Dienstpflichtjahres ermöglichen.

Also: Holzauge sei wachsam!

Hadobu

Foto: Udo Hoffmann



Mut hat nicht immer der Klügere

Wer Sicherheit verlangt, muß Vorwürfe vermeiden, mahnt Waldemar Kelberg

Die ganze Geschichte stand später nur als eine kleine Notiz in der Zeitung. Für Tragik und Hintergründe hat die Millionenpresse nur Platz, wenn die Sensation treue Leser verspricht. So lasen wir: „Unter Strom stand schon eine Leitung in einem Neubau in B., in die der 16jährige Mechanikerlehrling Wolfgang J. hineinflaßte. Alle Wiederbelebungversuche blieben ohne Erfolg. Ein hinzugerufener Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.“ Zufällig erfuhren wir die Hintergründe, sie wurden ordnungsgemäß in den Polizeiakten festgehalten. Ein älterer Kollege hatte dem jungen Lehrling gesagt, daß es eigentlich ganz ungefährlich sei, eine elektrische Leitung anzufassen, besonders dann, wenn man Gummisohlen unter den Schuhen habe und nicht ängstlich sei. Man müsse nur so fest zupacken, wie bei einer Brennessel, die man pflücken möchte. Ein weitverbreiteter Unsinn, der tatsächlich in manchen Fällen ohne schwere Folgen blieb. Hier aber hatte der unglückliche Lehrling, der nicht als feige oder ängstlich gelten wollte, feuchte Hände gehabt, die Art der Verbrennungen bewies es den Fachleuten. Aber was tut das noch? Das Unglück ist geschehen. Der „freundliche“ Kollege mit seinem vorlauten Mundwerk wurde nicht einmal bestraft, weil es den zuständigen Untersuchungsbeamten zu schwer war, nach den Paragraphen eine böse Absicht nachzuweisen. Der Arbeitgeber aber schüttelte

den Kopf, als die verzweifelten und fassungslosen Eltern bei ihm erschienen. Ihn „schützen“ die Schilder, die er überall im Neubau hatte aufhängen lassen und auf die Tatsache hinwies, daß die Leitungen bereits unter Strom stehen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat kürzlich ein 15-Punkte-Programm zur Reform der Unfallversicherung an alle Fraktionen des Deutschen Bundestages weitergeleitet. Es geht dem DGB darum, die Entschädigung für Unfall- oder Arbeitsschäden ausreichender zu gestalten, die Wege zur Gehaltsbank oder -sparkasse mit in den Versicherungsschutz einzubeziehen, den Entschädigungssatz dem tatsächlichen Verdienst anzugleichen. Gleichzeitig verlangt der DGB wirksamere Methoden und Maßnahmen zur Unfallverhütung. Gleichzeitig haben verschiedene Bundesländer auf ihre Art dem Unfalltod und der Unfallgefahr den Kampf angesagt und große Mittel für diese Aktionen ausgeworfen. Natürlich wird von der letzteren Richtung – wie auch bei den Berufsgenossenschaften – hauptsächlich der Arbeitnehmer angesprochen. Ihm schiebt man einen großen Teil der Schuld an den hohen Unfallziffern in die Schuhe. Wir versuchten, eine Statistik darüber zu bekommen, wie sich die Schuld prozentual aufteilt, hie Arbeitnehmer, hie Arbeitgeber. Eine solche Statistik gibt es offiziell angeblich nicht,

sie wird lediglich intern bei den Gewerbeaufsichtsbehörden geführt. So ist es nicht schwer, den arbeitenden Menschen den erhobenen Zeigefinger unter die Nase zu halten.

Die Sache mit dem Schutzhelm

Wir sind weit davon entfernt, alle Schuld bei den Arbeitnehmern zu bestreiten. Wir können sie aufzeichnen, können sie beim Namen nennen und so verhindern, daß sie später anderen als Entschuldigung dient. Wir blättern in Unfallakten und gingen den Vorfällen nach. Auf einer Baustelle in Frankfurt am Main war ein junger Mann von einer herabstürzenden Brechstange am Kopf getroffen und mit einem Schädelbasisbruch ins Krankenhaus eingeliefert worden. Obwohl der Baugruppe Schutzhelme zur Verfügung standen, hatte der Verunglückte keinen Helm aufgesetzt. „Man sieht darin so blöd aus, und jeder meint, man hätte Angst.“ So soll er noch gesagt haben, als die Arbeitskameraden ihn auf seinen Leichtsinns hin angesprochen hatten. Das war noch vor zwei Jahren gewesen. Damals sahen die ersten Schutzhelme tatsächlich nicht besonders reizvoll aus. Die Produzenten haben das längst erkannt und die Helme attraktiver gemacht, sie weiß gestrichen und mit einem Schutzschild versehen. Ein Vorarbeiter berichtete uns dazu:

„Im Abendprogramm des Deutschen Fernsehens lief vor kurzer Zeit eine Serie an. ‚Im letzten Augenblick‘ nannte sie sich und war in Amerika gedreht worden. Die Bauführer und ihre Männer machten die tollsten Sachen. Unsere jungen Leute waren begeistert. Aber plötzlich verlangten sie alle eines Tages nach Schutzhelmen. Ich habe mir einmal die Sendereihe angesehen, und da war mir vieles klar: Die Männer trugen alle Schutzhelme...“ Mut hat nicht immer der Klügere, auch nicht auf dem Arbeitsplatz, ebenso nicht nach Feierabend. Das Deutsche Fernsehen zeigte kürzlich im Regionalprogramm den Bericht zu einem grauenhaften Unglück an einer Drehbank. Die Reporter wollten der Sache nachgehen, warum einem jungen Menschen die Hand abgerissen worden war. Schlechte Sicherungen, mangelnde Beachtung der Unfallverhütungsvorschriften? Die Reportage ging ins Auge, man konnte dem Unternehmer nichts nachweisen. Es waren besondere Geräte für die Halterung der großen Werkstücke da, die Geräte waren sogar besonders mit roter Farbe angestrichen. Aber man nahm sie nicht, weil der ältere Meister es auch nicht tat. Er hatte seinen „Trick“ und hielt das rotierende Werkstück mit seinen Händen fest, die er lediglich durch Lederhandschuhe schützte. Es wäre schlecht, an dieser Stelle das Sprichwort von den Jungen zu zitieren, die so „zwisechern, wie die Alten sunge“. Aber war es nicht so gewesen, daß man sich als „feige“ und ohne Mut fühlte, es nicht genauso zu machen, wie man es bei dem Werkmeister gesehen hatte? Der alte Mann gestand, daß er einen „bestimmten Trick“ dabei hatte, wenn er das Werkstück gegen die Vorschrift mit den Händen anfaßte. Aber „Tricks“ sind keine Unfallverhütung und „Mut“ ist nicht immer klug.

Echter Mut

Zum echten Mut gehört es, sich darüber ohne Nachsicht zu beschweren, wenn auf einer Baustelle oder in einem Betrieb die Unfallvorschriften nicht beachtet werden oder der sprichwörtliche Brunnen nicht zugedeckt wird, bevor etwas passiert. In Frankfurt am Main machte ein Fall von sich reden, der zum guten Schluß selbst die hohen Behörden beschäftigte. Wir haben schon früher einmal darüber berichtet. Über der Eingangstür einer Berufsschule saß ein großer schwerer Sandstein locker. Lastwagen erschütterten das Haus mit den vielen jungen Menschen darin, die Tag für Tag unter der Eingangstür aus- und eingingen. Die Jungen meldeten die Geschichte vom wackelnden Stein dem Klassenlehrer. Dieser versprach, es dem Rektor zu melden. Es geschah nichts. Die Jungen fragten den Rektor. Dieser sagte, er habe es dem Stadtschulamt gemeldet. Das Stadtschulamt aber sagte, daß das eine Sache des Hochbauamtes sei, aber die Bauaufsicht habe gesagt, daß die Sache nicht so gefährlich sei. Außerdem habe man keine Leute und keine Zeit. Da setzte sich ein Junge der Frankfurter Berufsschulklassen hin und schrieb dem Oberbürgermeister einen Brief. Einen Brief ganz persönlich an das Stadtoberhaupt. Er schrieb schlicht und kurz von dem schweren Aus seiner Verankerung gerissenen Stein, von dem alle und doch niemand etwas wissen wollten. Nach drei Tagen sind Arbeiter da, sie verankern und vermauern den Stein, sie sehen selbst, wie gefährlich der Stein war. Er hätte ausgereicht, einen jungen Menschen zu erschlagen. Der „Dienstweg“ versagte, ein Junge mit Zivilcourage versagte nicht... Am Arbeitsplatz, unmittelbar über der Schleifscheibe, hängt ein Schild: „Nur für Werkzeugmacher!“ Und darunter ein anderes: „Trägst Du gern ein Glasauge? Wenn nicht, dann trage eine Schutzbrille! Dein Meister beschafft Dir eine!“ Das wirkt. Das fordert keinen noch so „mutigen“ Arbeiter auf, das Gegenteil von dem zu tun, was hier empfohlen wird. Mit Maßregelungen im Befehlston hat sich noch kein Unfall

Skispuren aus vier Ländern

Teilnehmer aus vier Ländern beim
9. Internationalen Skiabfahrtslauf
der Eisenbahnerjugend

verhüten lassen. Man hat gelernt, daß besonders junge Menschen etwas gegen Befehle haben, von denen man nicht genau weiß, ob sie nun nur zum versteckten Vorteil des Unternehmers sind oder uneigennützig und weit weg vom gewinnstrebenden Egoismus den Arbeiter vor Gefahren schützen sollen. Der Sicherheitsingenieur in einem großen fernmeldetechnischen Werk in Stuttgart reimte die Warnung: „Ein Drahtbruch kann gefährlich sein für Deine schönen Äugelein. Drum merke stets: Erst Schutzschild rechts, dann schalten, das wird die Augen Dir erhalten.“ Hier mahnt man sogar mit Humor und einem kleinen Kitzel der Eitelkeit junge Mädchen und Frauen, etwas gegen den Unfallteufel zu unternehmen. Aber nicht überall macht man sich diese Gedanken, nicht überall geht man auf die menschlichen Schwächen ein. Schutzgeräte und -werkzeuge, die unschön sind wegen ihrer schlechten Form oder Farbe, bleiben oft unangetastet. Wie war noch die Sache mit den Schutzhelmen? Auch dort spielte eine gewisse Eitelkeit eine kleine, aber entscheidende Rolle. Schutzkleidung und Schutzgeräte müssen und sollen nicht häßlich sein, der Mensch verbringt die meiste Zeit seines Lebens am Arbeitsplatz, wenn man die Schlafstunden abzieht. Warum soll er in dieser Zeit zum häßlichen Aussehen gezwungen werden? Aber in jedem Falle sind Unfälle schlimmer, Unfälle, die nicht selten Verstümmelungen zur Folge haben. Pro Arbeitstag fallen heute in der Bundesrepublik rund 200000 Menschen wegen leichter oder schwerer Arbeitsunfälle aus. Der Arbeitgeber rechnet sich den Arbeitsunfall aus. Ihn trifft der materielle Verlust. Aber allein im Jahre 1960 kamen im Lande Baden-Württemberg, in einem Land mit wenigen Arbeitsunfällen, 357 Menschen am Arbeitsplatz ums Leben. Das trifft ins Herz, das trifft die Familien, die Frauen und die Kinder...

Automation

Die Automation schafft die Unfallgefahren nicht ab, die Unfallgefahren werden nur unterschiedlicher, sie werden komplizierter. Auf der automatischen Ladestraße einer großen Getränkefabrik ließen sich besonders gern die jungen Burschen mit den schweren Kisten zu den Verteilerstellen fahren. Unsichtbare Hände knallten die Kisten zusammen, verschoben sie zu neuen Gruppen und Sortenstaffeln. Dazwischen die Beine der jungen Menschen, die diese Art von „Sport“ besonders mutig fanden. Schließlich standen die Mädchen an den Spül- und Abfüllmaschinen und schauten interessiert dem Treiben zu, wenn sich eine Pause ergab. Als dem ersten jungen Arbeiter der Fuß abgequetscht wurde, meinte ein älterer Kollege abwehrend: „Bei uns gab es früher auch immer Arbeitsunfälle.“ Ist das ein Grund, daß auch dies noch passiert? Kaum! Die automatisch gesteuerten Giganten sind rücksichtslos, sie arbeiten stur das programmierte Pensum durch, ob nun jemand im Wege steht oder nicht, ob jemand vergaß, seine Hand zurückzuziehen oder nicht. Aber es ist kein „Mut“, sich mit diesen Riesenrobotern anzulegen, sich mit ihnen zu „messen“. Sicherlich reizt das, aber ein vollautomatisches Riesenhirn hat dafür kein Verständnis. Sicher tragen die geschilderten Erscheinungen nur einen ganz geringen Anteil an der Schuld aller Arbeitsunfälle. Aber sie veranlassen gewisse Kreise immer wieder, mit Ausreden zu manipulieren, wenn man sie selbst wegen der Sicherheit am Arbeitsplatz in die Zange nimmt. Man sollte ihnen dazu keinen Anlaß mehr geben. Mut ist nicht selten Leichtsinns und – Mut hat nun einmal nicht immer der Klügere.



Es war wie ein Symbol: die zwanzigjährige Betriebsgehilfin Rita aus Luzern war zum erstenmal zum internationalen Skiabfahrtslauf der Eisenbahnerjugend nach Hammersbach gekommen. Auf der Piste beim Kreuzeck wurde sie dann Erste. Den zweiten Preis bei dem nun zum neuntenmal abgehaltenen Treffen junger Eisenbahnerinnen und Eisenbahner im Schnee holte sich eine Österreicherin, die ebenfalls zwanzigjährige Elfriede, Gewinnerin der vorjährigen Jugendskimeisterschaften von

Wien. Sie ist Angestellte bei der Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs. Dritte schließlich wurde eine Deutsche, die zweiundzwanzigjährige Rotraud aus Rosenheim in Bayern.

250 Mädel und Jungen, Angehörige der Eisenbahnen aus vier Ländern, trafen sich am 3. und 4. Februar zur sportlich-freundschaftlichen Begegnung. Für die deutschen und österreichischen Jungeisenbahner sind die alljährlichen Treffen, die als internationale Skiabfahrtsläufe

im Turnus in der Bundesrepublik und Österreich abgehalten werden, schon selbstverständlich. Zwei Flaggen aber waren an diesem, vom Schnee begünstigten Wochenende Anfang Februar zum erstenmal aufgezogen worden: die Fahnen der Schweiz und Luxemburgs.



Foto: UNESCO



Junge Leute lassen sich nun einmal von Landesgrenzen viel weniger schrecken, als manche Ältere, denen der Fluch nationaler Begrenztheit und Torheiten im Laufe der zurückliegenden Jahrzehnte nur allzu bitter gegenwärtig war. Was tat's, wenn die Freunde aus Wien sich im Zug eine ganze Nacht um die Ohren schlagen mußten oder die jungen Kollegen aus Luxemburg als Opfer irgendeiner schlechten Bahnverbindung mit einem halben Tag Verspätung anrückten! Man war zusammen, tummelte sich im Schnee und freute sich gemeinsam beim Buntten Abend im Schulungs- und Erholungsheim der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED). Die skingewohnten Luxemburger hatten sich dieses Mal noch nicht auf die Bretter gewagt. Beim Anblick der Steilhänge hinter Hammersbach kam manchem von ihnen das große Grausen an. Aber der Bann war bald gebrochen, und dann sah man schon den einen oder anderen mit geliehenen Brettern auf den Wiesen umherrutschen. Und wer weiß, nächstes Mal sind sie sicherlich schon aktiv dabei. . . . Die deutsche GdED-Jugend hat vor zehn Jahren in Hammersbach die Serie ihrer internationalen Skibegegnungen begonnen; seitdem ist die Jugendbewegung bei den Eisenbahnern nicht nur im Bundesgebiet und Österreich gewachsen: in Luxemburg bestehen nun schon neun Jung-eisenbahner-Gruppen mit etwa 900 Mitgliedern, und die Schweizer haben im November des vergangenen Jahres mit der Gründung der Luzerner Eisenbahner-Jugendgruppe den ersten Schritt zur eigenen gewerk-

schaftlichen Jugendarbeit bei den Eisenbahnern getan. „Aber es haben halt doch dieses Mal noch einige gefehlt“, meinte Hans Imhof, der stellvertretende Generalsekretär der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF), der auch dieses Mal wieder dem internationalen Treffen als willkommener Gast beiwohnte. „Die Holländer, die Belgier und auch die Skandinavier sollten auch noch zur Teilnahme gewonnen werden.“ Nun, was nicht ist, kann noch werden. Nachdem das Eis gebrochen ist und die Luxemburger und Schweizer sich während der Hammersbacher Tage so gut mit ihren deutschen und österreichischen Kollegen verstanden haben, werden die anderen schon früher oder später nachkommen. Die deutschen Jung-eisenbahner vor allem haben ja in den vergangenen Jahren ihre internationalen Beziehungen gut ausgebaut: so veranstalten sie alljährlich in ihrem „Europa-Camp“ in Eze sur Mer an der französischen Riviera internationale Jugendbegegnungen. Auch in Wien und Berlin, in Stuttgart, Hamburg und im GdED-Bergjugendheim Hans Jahn bei Rottach-Egern gibt es in regelmäßigen Abständen solche Zusammenkünfte. Es gab bei der Siegerehrung gute Worte kollegialer Verbundenheit: Kollege Fritz Prechtel, der stellvertretende Vorsitzende der Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs (GdEO), überbrachte die Grüße der österreichischen Eisenbahner-Bruderorganisation. Roger Demuth, der Jugendvertreter der Gewerkschaft der Eisenbahner und Transportarbeiter in Luxemburg, gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß sich die Eisenbahner-Jugendgruppen bei ihrer Arbeit manche Erfahrung ihrer deutschen Freunde zunutze machen konnten. Emil Zuber, der Leiter der schweizerischen Jugendgruppe, stellte fest, die Freude, junge Kolleginnen und Kollegen aus anderen Ländern zu treffen, habe zahlreiche schweizerische Junggewerkschafter zur Teilnahme an diesem Treffen bestimmt. Hans Hartmann, der Leiter der Abteilung Jugend beim Hauptvorstand der GdED und GdED-Vorstandsmitglied Rudi Bühler – in Vertretung des erkrankten, für die Jugendarbeit verantwortlichen Zweiten Vorsitzenden, Franz Eichinger – sprachen im Namen der GdED als der gastgebenden Organisation allen Teilnehmern den Dank aus. Und im nächsten Jahr wird man sich wieder in Österreich treffen. „Da sind wir natürlich auch wieder dabei“, riefen die Eisenbahner-Jungen und -Mädel aus der Schweiz, Luxemburg und Österreich ihren deutschen Freunden zu, als man sich nach zwei Tagen am Zugspitz-Bahnhof Grainau verabschiedete.

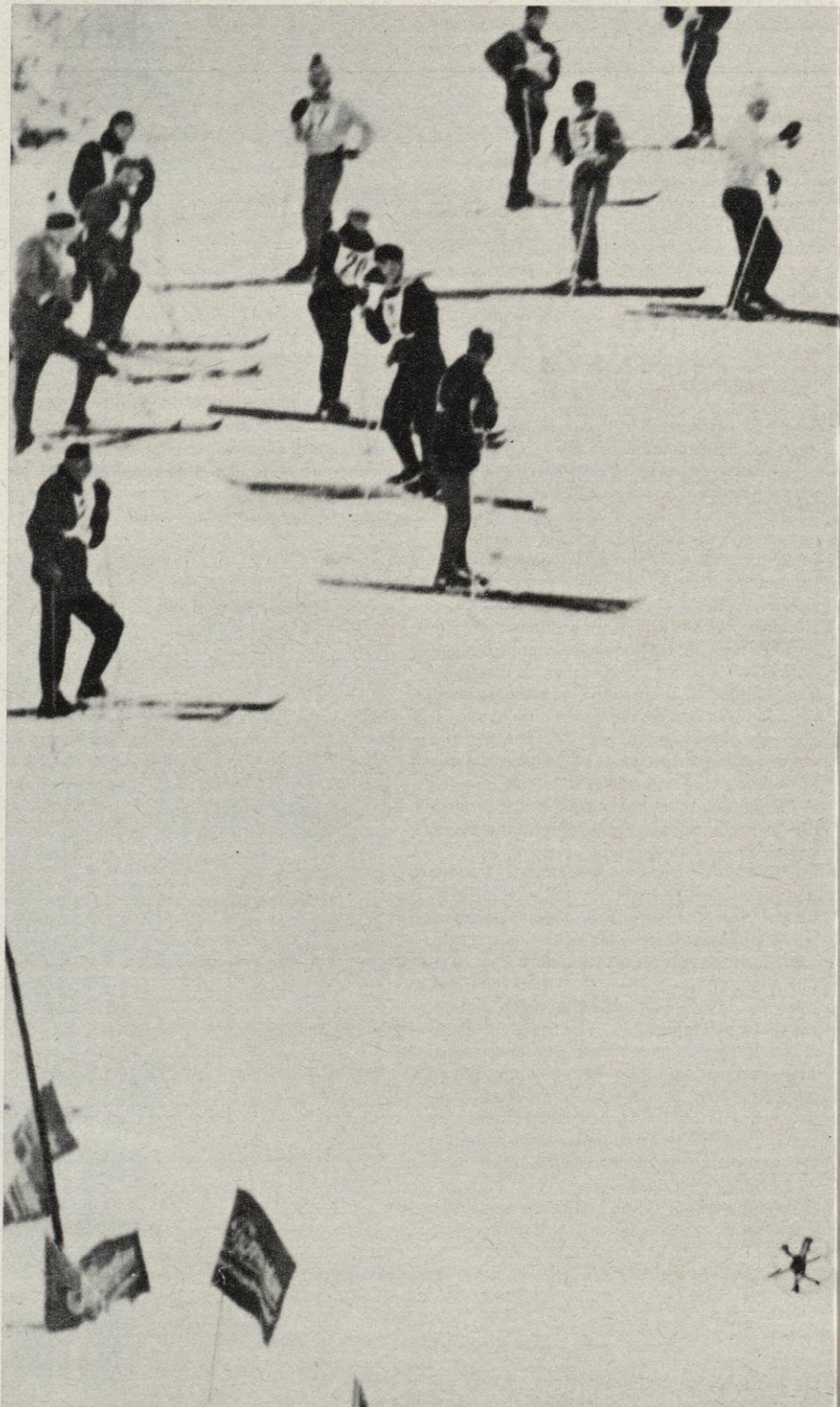
S.



Ob es zum Sieg langt?



Rudi Bühler verteilt die Preise



Auf
Wiedersehn
im nächsten
Jahr!

Vor dem Start





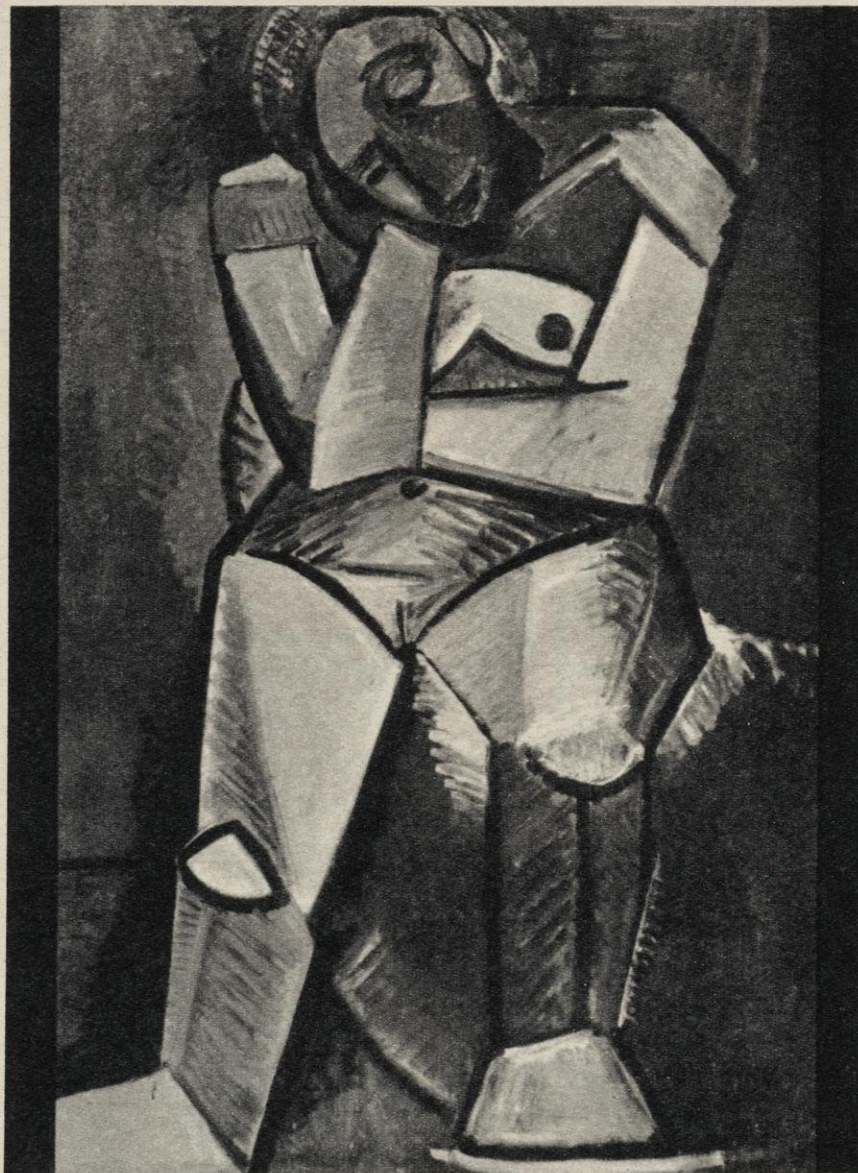
Malerei an der Frontwand des Hauses eines Vatchivokwe-Häuptlings. Oben links das sorgfältig und sehr genau ausgeführte Bild einer „Kalélua“-Maske. Unten, die schwarze Silhouette, ein Boot, besetzt mit vier Männern, die eine Ziege transportieren, erzählt die Geschichte eines Zwischenfalles auf dem Fluß Chiumbe. In der Mitte eine schematisch dargestellte Figur auf Stelzen: „Muinda“, eine Ritualfigur. Auf der rechten Seite von oben nach unten: Eine Schildkröte, die stilisierte Zeichnung eines Nestes und ein Phantasietier aus der Volkskunst der Vatchivokwe.

Negerkunst und wir

Pablo Picasso: Frau

Fotos: Udo Hoffmann

Der zivilisierte Europäer hat in unserem Jahrhundert einen Blick für die sogenannten Sonntagsmaler und für die zeichnerischen und malerischen Arbeiten von ursprünglichen Kindern gewonnen, nicht zuletzt auch für die echten kunstvollen Werke der schwarzen Völker. Das gute Verhältnis zu diesen als naiv erscheinenden Produkten mag wohl zum Teil aus dem Gefühl der zivilisatorischen Übersättigung herrühren. Bezeichnend ist, daß nicht nur die Fachleute, die sich mit diesen Gebieten wissenschaftlich beschäftigen, die bisher keineswegs als „salonfähig“ betrachteten Werke verstehen, sondern auch jeder unbefangene aufgeschlossene Kunstfreund. Ja, man ist sogar geneigt zu behaupten, daß gerade die Wissenschaftler alten Stils, die im vorigen Jahrhundert den Begriff der „primitiven“ Kunst, als Vorstufe der „zivilisierten“ Kunst, geprägt haben, als böten die Negerkulturen keine eigenständige Entwicklung, daß diese Fachleute dem ursprünglichen Kunsterleben sogar entgegenstanden. Daß der Weg über das historische oder ethnographische Wissen nicht zum künstlerischen Erleben z. B. einer Negermaske, eines herrlich geschnitzten Häuptlingsstabes oder einer abstrahierten Wandmalerei führt, wird heute nicht mehr bestritten. Bedenken wir, daß der Naturalismus im vorigen Jahrhundert regierte und daß die Künstler historischer Stile – die Neuromantiker, Neugotiker u. a. – mit dem Blick in die Vergangenheit gerichtet, das Neue oder Andere nicht sehen wollten, im übrigen unschöpferisch waren, so begreift man, wie schwer es in Europa gewesen sein mochte, eine fremde und abstrahierende Kunst aufzunehmen. Gauguin verläßt, angeekelt von der „Herrschaft des Geldes“ Europa, wo „alles verfault ist – die Menschen und die Kunst“, und begibt sich nach Tahiti, um einer Ursprünglichkeit nachzuspüren. Auch andere Künstler bereisen – meist unabhängig von Forschern und Wissenschaftlern – die Südsee und Afrika. Und die das nicht vermögen, begeistern sich in den Völkerkundemuseen an der Ausdruckskraft exotischer Kunstwerke, weniger an der Geschichte oder an Sitten und Gebräuchen fremder Völker. Plötzlich spricht das Kunstwerk direkt zum Betrachter. Nun, Naturalismus und Historismus haben abgewirtschaftet,



Vorurteile fallen. Was bisher, schon lange, in den Museen ausgestellt war, spricht – welch rätselhafte Erscheinung – mit einem Male eine neue Sprache. In der Kunst vornehmlich französischer und deutscher Maler und Bildhauer treten neue Formen auf, die den Negerplastiken abgelauscht scheinen oder den Ornamenten, die in Zentralafrika in Gebrauchsgegenstände geschnitten werden. Diese Elemente bereichern die europäische Kunst; nicht selten werden die kunstvollen Objekte aus dem südlichen Kontinent in ein Stilleben in Paris, Dresden oder Berlin gestellt und abgemalt.

1906 entsteht Picassos Gemälde „Die Damen aus Avignon“, heute im Besitz des Museum of Modern Art in New York. Es wird als Ausgangspunkt des Kubismus bezeichnet – und zeigt Formprobleme, wie sie die Negerkünstler unzählige Male verwendet haben. In Picassos Schaffen heißt eine Periode sogar „Die Neger-epoche“, und wir lesen in einem französischen Buch über diese Zeit: „... Nicht daß Picasso die bewundernswürdige Plastik der Schwarzen besonders befragt hätte; er hat die Kunst der Primitiven... mit Aufmerksamkeit betrachtet, als Ausdrucksform von mehr emotiver als intellektueller Herkunft...“ Also auch hier wiederum: das Gefühlsmäßige ist dem Künstler mehr als Begriffliches.

Während der französische Kubismus durch das hervorragende Körpergefühl der Neger-Bildschnitzer und deren kantige Skulpturen angeregt wurden, werden der afrikanische Antinaturalismus, die Art des Weglassens von Zufällig- und Nebensächlichkeiten, expressive Übertreibung und Konzentration typischer Merkmale von den deutschen Malern begrüßt und von Emil Nolde, Max Pechstein, Kirchner und Schmidt-Rottluff in ihren Gemälden, Graphiken und Plastiken ebenfalls, allerdings in origineller Weise, angewandt.

Auch die schwarzen Künstler geben nicht einen bestimmten Baum oder das betreffende Tier wieder, selten porträtieren sie Mann und Frau; sie schaffen Typen, Gattungen. Diese Berufskünstler formen so, wie sie sich das „Motiv“ denken, nicht das, was sie genau sehen. Daher verstehen auch die Laien diese Kunst, denn sie denken ebenso, und eine Kluft zwischen professionellen Künstlern und Publi-



Weibliche Ahnenfigur aus dem Stamme der Tutchokue



Weibliche Tanzmaske



Tanzmaske aus dem Stamme der Tutchokue. Sie wird „muana-puo“ genannt, was „die Jungfräuliche“ bedeutet, und von Berufstänzern, den „mukishis“, die als Frauen verkleidet sind, getragen.



Alte Gedenkstatue aus Holz

Reiter und Pferd. Moderne Holzskulptur, im Künstlerdorf Dundo entstanden.



kum – wie das bei uns in der europäischen Gesellschaft der Fall ist – gibt es in den Dorfgemeinschaften dort nicht. Die Bildschnitzer haben eine aufgeschlossene und interessierte Anhängerschaft, die, wenn auch dilettantisch, ebenfalls künstlerisch tätig ist. Sie erlebt die ästhetischen Probleme sehr natürlich und versteht die Symbolik. Während man die Zeichen – genauso wie bei uns die mittelalterlichen Symbole der Kirchenkunst – lernen, wissen muß, um den Inhalt zu begreifen, so wirkt die künstlerische Sprache unmittelbarer. Für uns ist sie fernab der afrikanischen Kunststätten in zahlreichen Völkerkundemuseen und in Missionssammlungen lebendig: in Berlin, Hamburg, Leipzig, Mannheim, Freiburg, Köln, München, Dresden, Frankfurt und Stuttgart. Öfters gibt es hier auch periodische Ausstellungen. So wurde dem Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum – nach Paris, Marseille und Bahia – eine wertvolle Sammlung aus Dundo von der privaten Diamanten-Kompanie aus Angola zur Verfügung gestellt. Es handelt sich um zeitgenössische Kunst des Tchokue-Stammes *), ältere Holzskulpturen und Arbeiten jüngerer Datums aus den Künstlerstätten, die dem Museum in Dundo angegliedert sind. Dieser Stamm der Bantu, der sich im Kongo und in Angola ausgebreitet hat, leistet auf musischen Gebieten – in Tanz und Musik, Schnitzerei und Malerei – Ausgezeichnetes. Während die Maleisen, an die Außenwände der Behausungen gemalt, alljährlich nach der großen Regenzeit neu entstehen müssen, sind die Tanzmasken, Ahnenfiguren und Gebrauchsgegenstände aus Holz von längerer Dauer, freilich wiederum nicht jahrhundertalt wie die Ite- und Beninbronzen.

Da es sich bei den Tchokue-Künstlern um Berufskünstler handelt, gehören ihre Werke nicht zur Volkskunst. Immerhin erinnern Schmuckempfinden und Ornamentierung von Gebrauchsgegenständen an manches Objekt unserer europäischen Volkskunst, natürlich nicht in stilistischer Hinsicht. So gab es auch bei uns noch vor nicht allzulanger Zeit bemalte Bauernmöbel, geschnitzte verzierte Holzlöffel, Schmuckkästchen und Stöcke und dekorierte Gefäße. Der moderne Industriestaat hat diese „Volkskunst“ besiegt, in die Museen verdrängt

und oft zu Raritäten erklärt, und jeder Versuch einer Wiederbelebung war logischerweise zum Scheitern verurteilt. In Angola werden noch heute Tabakspfeifen und -dosen, Kämmen, Musikinstrumente, Häuptlingsstäbe, Nackenstützen, Stühle und anderes Mobiliar mit reichen und kunstvollen Schnitzereien versehen. Allerdings sind die älteren Stücke – wie die Kölner Ausstellung bewies – phantasievoller und formvollender. Über die jüngsten Holzplastiken ist man ebenfalls nicht immer sehr glücklich.

Wenn auch äußerst vorsichtig, so können formale Ähnlichkeiten zwischen den europäischen kubistischen und expressionistischen Gemälden und Plastiken und denen der Tutchokue festgestellt werden, zwischen der angewandten Kunst, dem Mobiliar und Gebrauchsgegenständen hier wie dort ist das kaum möglich. Die moderne zivilisierte Gesellschaft fordert, daß Gebrauchsgegenstände vor allem praktisch sein sollen, aus gutem Material und überdies formschön, sie sollen Maß und Harmonie besitzen. In einem Sessel möchte man bequem sitzen, gern verzichtet man auf geschnitzte Symbole an der Lehne, die einem Ecken und Spitzen in den Rücken bohren. Das war auch bei uns nicht immer so, denn z. B. die steifen Stühle mit geraden Lehnen von ehemals haben dem Sitzenden zweifellos keine bequeme, sondern eine „gerade Haltung“ verliehen. Auch symbolisch? Beim Häuptlingsstuhl sind die köstlichen, erzählenden Szenen an Lehnen, Beinen und Streben wichtiger als die bis ins letzte konstruierte Funktion eines Möbelstückes. Was nun die künstlerische Ausführung anbetrifft, so ist sie zwar grundverschieden, hier und dort jedoch von guter Qualität. Jeder kunst-sinnige Betrachter – nicht „Verbraucher“ – wird das zugeben. Und damit sind wir wieder bei formalen, ästhetischen Fragen angelangt, die – wie wir meinen – vom schwarzen Künstler ausgezeichnet gelöst sind und heute auch vom europäischen Laien lebendig erlebt werden.

Günther Ott

*) Tutchokue (Plural) nennen sich die Eingeborenen selbst; Quiocos werden sie von den Portugiesen genannt, Batshioko von den Franzosen, Badjokwe von den Engländern und Ba-Djok von den Belgiern.

Karl-Schmidt-Rottluff: „Roter Kopf“



Erinnerungen an Bruno Walter

Von Walter Fabian

Meine Erinnerungen an Begegnungen mit Bruno Walter reichen rund 45 Jahre zurück; aber sie umfassen 70 Jahre, also das ganze Leben und Wirken des eben Verstorbenen, wenn ich die Erinnerungen meines Vaters einbeziehe – und das darf ich wohl, denn mein Vater, selbst ganz von Musik erfüllt, hat immer und immer wieder von seiner lebenslänglichen Freundschaft mit dem großen Musiker zu mir gesprochen, und kurz vor seinem Tod, 1959, hat er seine Erinnerungen an Bruno Walter für mich niedergeschrieben und mir die Briefe geschenkt, die er von Bruno Walter bewahren konnte.

Die erste Begegnung der Gleichaltrigen fällt in das Jahr 1890... Mein Vater, 15jährig, spielte regelmäßig mit einem Geiger und einem Cellisten Trio. Eines Sonntagnachmittags hörte er, als er die Diele des Hauses betrat, in dem musiziert werden sollte, das Trio bereits spielen, und zwar „seinen“ Klavierpart so vorzüglich, daß er lauschend stehenblieb und erst nach Beendigung des Werkes eintrat. „Sofort erhob sich ein 14jähriger Junge mit dunklen Haaren, entschuldigte sich mit gewinnender Höflichkeit, daß er meinen Platz eingenommen hätte und stellte sich vor.“ Am gleichen Tag, auf dem langen Heimweg durch den Berliner Tiergarten, begann eine fast 70jährige Freundschaft meines Vaters mit Bruno Walter. 55 Jahre später, kurz nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, schrieb Bruno Walter aus Los Angeles nach Haifa: „... Hier hast Du also einen kurzen Lebensabriß des alten Jugendkameraden, sogar mit der Koda eines Zukunftsplanes versehen. – Dein Bericht über Dein Leben im Heiligen Lande hat mich sehr erfreut. Deine Liebe zur Musik, Deine eifrige Tätigkeit als Vermittler ihrer Botschaft – das alles klingt schön und erwärmend.“ Dieser Satz kann ohne weiteres auf Bruno Walter selbst bezogen werden, und er könnte, was den sprachlichen Klang und Duktus betrifft, von Thomas Mann geschrieben sein, mit dem Walter, wie man weiß, eine so enge Freundschaft verband...

1916 durfte ich zum erstenmal meinen Vater in ein Bruno-Walter-Konzert in Berlin begleiten: Ich hörte die Ouvertüre zum „Sommernachtsraum“, Schuberts „Unvollendete“ und Mozarts „Jupitersinfonie“ – und das war fast des Glücks zuviel. Aber das Glück steigerte und vertiefte sich bei jeder neuen Begegnung mit diesem Dirigenten, über den Max Graf, der vor wenigen Jahren verstorbene Wiener Musikkritiker und Musikenthusiast, einmal schrieb: „Walter ist vielleicht der einzige Musiker, dem eine Partitur noch eine Bibel ist und die Aufführung großer Musik ein Gebet“ (was nichts zu tun hat mit Pathetik). – Da war dann, bald darauf, jenes Konzert mit den Berliner Philharmonikern, in dem Walter eine seiner Münchener Entdeckungen uns Berliner Musikfreunden vorstellte: die junge Maria Ivogün... Hinterher, im Künstlerzimmer, in das ich immer meinen Vater begleiten durfte, glühte Bruno Walter – der sonst alles Lob mit den Worten „Na ja, es war ganz anständig“ abwehrte – vor Stolz auf diese Sängerin, die, wie Walter sagte, „eine Kehle, aber auch eine Seele hatte...“.

Ja, Walters Verhältnis zu den Sängern – während seines ganzen Lebens, von Karl Erb, Paul Bender, Maria Ivogün bis zu Kathleen Ferrier, der unersetzlichen Altistin, und Maria Stader, mit der er in hohem Alter so beglückt und beglückend musizierte. „Es war etwas Besonderes um Walters Arbeit mit den Sängern“, schrieb Klaus Pringsheim, der ihn, wie Graf, von den Wiener Jahren, vom Jahrhundertbeginn an beobachten konnte, zu seinem 30. Geburtstag: „Schon in verhältnismäßig jungen Jahren war ihm ein Zug von Väterlichkeit, von väterlicher Güte und Weisheit eigen... Die Besten hatten unermesslich viel von ihm zu lernen.“ Sie lernten von seinem einzigartigen Wissen und Können, von seiner Musikliebe, von seiner Güte und Freundlichkeit – so wie die



Der große Dirigent und Menschenfreund Bruno Walter starb am 17. Februar 1962 im Alter von 85 Jahren.

Orchester in Berlin und München, in Wien und Salzburg, in Zürich und Luzern, in New York und wo immer: ich habe keinen Dirigenten so ruhig, so unbeirrbar als Freund jedes Orchestermitgliedes proben sehen wie Walter, und mit Recht haben verschiedene Kritiker hervorgehoben, daß er, dann auch im Konzert und in der Opernaufführung, mehr noch als durch seine Zeichengebung mit seinen musikerfüllten Augen alle Mitwirkenden zu ihrer Höchstleistung zu führen verstand. Wie Gustav Mahler, sein großer Lehrer und Freund, war ihm alles, was nach Routine aussah, so fremd wie verhaßt: „Routine breitet sich nicht aus, hast Bruno Walter du im Haus“, witzelte damals in Berlin ein Kritiker und sagte damit etwas sehr Wesentliches.

Damals in Berlin... Walter war, als ich ihm zuerst begegnen durfte, ein 40jähriger, gut aussehender Mann, nicht ganz ohne Eitelkeit und Koketterie, voller Tatendrang natürlich – und doch lag schon, so will mir scheinen, ein leiser Hauch von Melancholie über ihm, so als ahnte er, würden die Dichter sagen, was ihm das Leben Schweres bringen würde: 1933 die Vertreibung aus seiner geliebten Heimat, den Freitod seiner Tochter (damals, 1939, als wir ihn, vergeblich, bei den Luzerner Festwochen erwarteten), die lange schwere Krankheit und den Tod seiner Frau (1945), mit der er fast

45 Jahre verheiratet gewesen war. Aber noch waren die Schatten nicht heraufgezogen, noch stand, wenn ich nach den Konzerten zu ihm gehen durfte, seine Frau strahlend neben ihm, noch erwarteten ihn (ganz bescheiden und eng aneinander geschmiegt wie Philemon und Baucis unten am Ausgang) seine alten Eltern und seine Geschwister. Ja, in seiner Vaterstadt Berlin war es anders als, kurz vor Kriegsausbruch 1939, in Paris, wo er mir mit einem traurigen Lächeln sagte: „Ich bin hier nur ein Gast.“ Dann wurde er immer mehr zum Weltbürger und wohl auch wieder ein wenig heimisch in Kalifornien und New York, aber der Schmerz brannte weiter, so oft er auch dankerfüllt bekannte: „Mir ist die Gnade zuteil geworden, der Musik zu dienen, und sie hat mir den Weg gewiesen...“

Nun ist er in die große Ruhe eingegangen und hat uns alleingelassen in dieser Welt, die so voller Unruhe ist. Was uns bleibt, unvergänglich bleibt, das sind die vielen herrlichen Platten mit seinen Aufnahmen (bei denen gelegentlich auch seine warme, leise Stimme zu uns spricht), seine Bücher „Thema und Variationen“, „Von den moralischen Kräften der Musik“, über Mozart und Mahler. Und unsere Erinnerungen an Stunden von fast überirdischer Schönheit.

Mit der Eintrittskarte zur Zauberflöte

Von Hermann Hesse

So werd ich dich noch einmal wiederhören,
Geliebteste Musik, und bei den Weih'n
Des lichten Tempels, bei den Priesterchören,
Beim holden Flötenlied zu Gaste sein.
So viele Male in so vielen Jahren
Hab ich auf dieses Spiel mich tief gefreut,
Und jedesmal das Wunder neu erfahren
Und das Gelübde still in mir erneut,
Das mich als Glied in eure Kette bindet,
Morgenlandfahrer im uralten Bund,
Der nirgend Heimat hat im Erdenrund,
Doch immer neu geheime Diener findet.

Diesmal, Tamino, macht das Wiedersehen
Mir heimlich bang. Wird das ermüdete Ohr,
Das alte Herz euch noch wie einst verstehen,
Ihr Knabenstimmen und du Priesterchor –
Werd ich vor eurer Prüfung noch bestehen?

In ewiger Jugend lebt ihr, selige Geister,
Und unberührt vom Beben unsrer Welt,
Bleibt Brüder uns, bleibt Führer uns
und Meister,
Bis uns die Fackel aus den Händen fällt.

Und wenn einst eurer heitern Auserwählung
Die Stunde schlägt und niemand mehr euch kennt,
So folgen neue Zeichen euch am Firmament,
Denn alles Leben dürstet nach Beseelung.

Alexander Herzen, ein adeliger Rebelle

Exodus

Von Franz Gruber

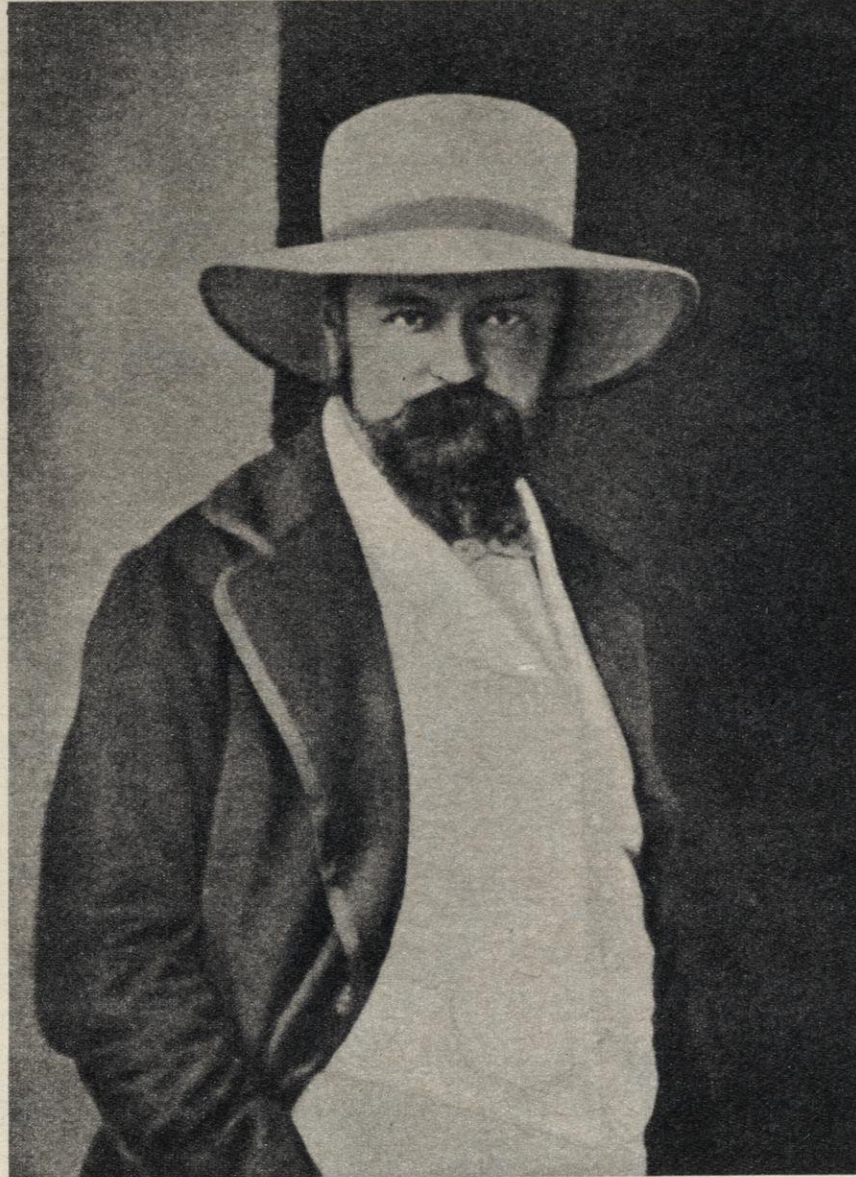
Es war eine geschichtlich ereignisreiche Zeit, in der Alexander Herzen geboren wurde: 25. März 1812. Das napoleonische Heer stand vor Moskau. Bewegt und erregend wie die Zeitumstände war auch das ganze Leben dieses Menschen. Er war der uneheliche Sohn des russischen Fürsten Iwan Alexejewitsch Jakowlew und einer Deutschen, Luise Haag, deren Ehe aus Trotz gegen familiäre Anfeindungen illegal bestehen blieb. In ihrem Hause großen Stils in Moskau wuchs Alexander Herzen auf und erhielt eine gute Erziehung.

Den Namen Herzen gab man ihm, weil er nach Aussage der Eltern ein wahrer Herzensbub sei. Dieses „Kind der Liebe“ ließ schon früh geistige Anteilnahme erkennen, die bei ihm nach kaum beendetem Schulstudium unglücklicherweise gleich zu Konflikten mit der politischen Polizei führte. Ein Moskauer Polizeimeister tat den bemerkenswerten Ausspruch: „Ich höre das Schweigen.“ Wer einmal in die Fänge dieser Zarenwächter geriet, war in ständiger Gefahr. Aber Herzen ließ sich nicht einschüchtern. Nun, wir wollen sehen, welche gefährlichen Kurven sein Leben weiterhin machte.

Alexander Herzen war ein Zeitgenosse jener russischen Gesellschaft, wie sie Puschkin und Tolstoi in ihren Werken gezeichnet haben, einer Gesellschaft von Prassern und Nichtstuern, deren Moral heuchlerische Fassade war. Der Fürstensohn Herzen jedoch entzog sich ihrem Bann, denn er besaß nicht nur vorzügliche Geistesgaben, sondern auch einen achtbaren Charakter. Zur Zeit des strengsten Absolutismus in Rußland, während der Regierung des Zaren Nikolaus I., bildete er einen Kreis junger, freiheitlich gesonnener Männer um sich. Es war die geistige Elite Rußlands, die sich etwa 1840 zusammengefunden hatte. Namen wie Belinski, Granowski, Ogarew und Turgenjew waren dabei vertreten, noch junge Menschen, meist aus wohlhabenden, vornehmen Familien stammend. Doch bald schon schied sich ihr Kreis in zwei Lager. In dem einen standen die Slawophilen, die Allrussen, die sich von Europa lossagten, und in dem anderen die „Westler“, die sich Europa anschlossen und an europäischem Geist orientiert hatten. Der Führende in diesem Kreise, zunächst heimlich Verschworener gegen den Zarismus, blieb Alexander Herzen. Er und die meisten seiner Gesinnungsfreunde gingen oder mußten früher oder später in die Verbannung gehen.

Die Wahrnehmungen, die Herzen im Volke machte, bedrückten sein Gemüt und ließen den Entschluß reifen, in die Arena des politischen Kampfes zu treten. Und das ist wohl das deutlichste Zeichen seines Geistes und seines Charakters: Er hätte ein Leben in Ruhe, Schönheit und Wohlhabenheit, was er alles so sehr liebte, leben können, wenn er nicht seiner inneren Stimme, Helfer des Volkes aus Unfreiheit und Elend zu werden, gefolgt wäre. Er führte einen geistig scharfen Kampf. Seine Waffe war das Wort, die Schrift. Seine Schriften erregten nicht nur die zivilen, mehr noch die behördlichen Leser. Man schickte ihn ins Gefängnis, erst kurze Zeit. Dann witterte man in ihm einen Anführer, jedenfalls einen gefährlichen Kopf. Mit anderen zusammen wurde er zum Tode verurteilt. Der Zar wandelte dieses abschreckende Urteil um in Verbannung nach einer entlegenen Provinz. 1847 gelang es Alexander Herzen, Rußland zu verlassen. In der Abschiedsstunde ahnte er nicht, daß es für immer sei.

Paris war die erste Station in der Emigration. In Frankreich erlebte er die Zeit nach dem Sturz Louis Philipps und dann den Triumph Napoleons. Die Reaktion hatte gesiegt. Herzen, der in Frankreich einen günstigeren Boden erwartet hatte, stürzte aus dem Himmel seiner Freiheitsträume. In der Stimmung tiefer Ent-



täuschung schrieb er das Buch „Vom anderen Ufer“, das sehr beachtet wurde. Die Emigranten wurden hin und her getrieben. Ruhe hätte es auch ohnedem für einen Feuerkopf wie Herzen nicht gegeben. Dazu trafen ihn schwere familiäre Schicksalsschläge. Mit seiner Frau erwartete er in Nizza einen Dampfer, der ihren jüngsten Sohn und die Mutter Herzens von Marseille bringen sollte. Dieser Dampfer samt der Passagiere wurde ein Opfer des Meeres. Frau Herzen kränkelte seit dieser Zeit aus Kummer und starb nicht lange nach diesem Unglück.

Nach einem Zwischenaufenthalt in Genf, das damals als Hauptsammelpunkt der politischen Flüchtlinge galt, wandte Herzen sich nach England. Nach den seelischen Erschütterungen, die ihn, verstärkt noch durch schlechtes Verhalten vermeintlicher Freunde, überfallen, fand er in London wieder zu sich selbst. Hier gründete er zuerst die Zeitschrift „Der Polarstern“, dann „Die Glocke“. Darin entfaltete er seine bedeutende publizistische Fähigkeit. Die „Glocke“ wurde Organ aller Freiheitsliebenden diesseits und jenseits der russischen Grenze. 1855. Zar Nikolaus I., der Despot, war gestorben. Die Emigranten horchten auf. Der Nachfolger, Alexander II., schien etwas humaner zu sein. Er wollte die Leibeigenschaft der Bauern aufheben, was denn auch 1861 geschah. Dies

war mit das Verdienst Herzens und Turgenjews, die durch ihre Schriften, der eine als Publizist, der andere als Dichter („Tagebuch eines Jägers“), den neuen Zar beeindruckt hatten. In London wirkte Alexander Herzen noch mehrere Jahre. Hier widmete er sich auch wieder wie in der Frühzeit seines Lebens in Moskau, rein künstlerischen Arbeiten. Aus einer Reihe von kleineren Werken, teils wissenschaftlicher, teils erzählender Art, ragen seine „Erinnerungen“, fortgeführt in Paris, wo Herzen am 21. Januar 1870 gestorben ist, durch Gedankenreichtum, Fülle der Erlebnisse und Schönheit der Sprache hoch empor. Man darf dieses Memoirenwerk ruhig neben Goethes „Dichtung und Wahrheit“ oder Gottfried Kellers „Der grüne Heinrich“ stellen.

Zusammenfassend kann man sagen: Alexander Herzen gilt als ein Mensch, bei dem das Politische und das Künstlerische, der Sinn für Realität und für Romantik und Mythologie vereint waren. Er war zuviel Denker, um sich nur nüchtern im Politischen auszugeben; und so war es wohl mehr das moralische Gewissen, das den Humanisten in den politischen Kampf schickte. Man darf ihn denn auch keineswegs als Barrikadenrevolutionär bezeichnen. Seine Waffe war die des Geistes. Kein Wunder, daß er zeitlebens ein Verehrer Schillers geblieben ist.

Exodus – ein griechisches Wort – bedeutet Ausgang, Auszug – es bedeutet auch das 2. Buch Mose, den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten. Und „Exodus“ nannten jüdische Aktivisten das Schiff, ein halbes Wrack, mit welchem sie vor einigen Jahren die englische Blockade um Cypern brechen wollten, um einige hundert jüdische Kinder, traurige Überbleibsel der nazistischen Judenausrottung, körperlich und seelisch krank, aus den englischen Internierungslagern auf Cypern nach Palästina zu bringen. Das Vorhaben gelingt, jedoch erst, nachdem auf dem von den Engländern festgehaltenen Schiff die verzweifelten Kinder in den Hungerstreik getreten sind und mit Selbstmord drohen. Durch Berichte eines amerikanischen Korrespondenten wird die Weltöffentlichkeit aufmerksam. Die Engländer sind gezwungen, in letzter Minute das Schiff freizugeben, das dann, nachdem die vollständig erschöpften Kinder notdürftig wiederhergestellt sind, nach Palästina ausläuft. Szenen höchster Dramatik und die englische Nahostpolitik um das Palästinaamandat werden hier sehr anschaulich geschildert.

Das Schicksal der tragenden Personen ist das Schicksal unzähliger namenloser jüdischer Menschen fast aller europäischer Nationen. Da ist Karen, die Tochter einer Professorenfamilie aus Köln. Der Vater, als emanzipierter deutscher Jude, will, wie viele, es lange nicht wahrhaben, daß die Deutschen derartiger Taten fähig sind. Zu spät erkennt er seinen Irrtum, und nur Karen gelingt es, mit einem Kindertransport nach Dänemark und in Sicherheit zu kommen. Im Schoße einer christlichen dänischen Familie wächst sie auf, bis der Krieg zu Ende ist. Nicht zu Ende ist aber das Leid der Juden. Auf der Suche nach ihren Angehörigen kommt sie in ein Internierungslager auf Cypern, fährt mit der „Exodus“ nach Palästina und findet dort schließlich als einzigen Überlebenden ihrer Familie ihren Vater als körperliches Wrack wieder, den die unmenschlichen Leiden in dauernde geistige Umnachtung gestürzt haben. Aber auch sie opfert ihr junges Leben im Befreiungskampf gegen die aufgehetzte arabische Umwelt. Da ist weiter der Held der Juden, Ari ben Kanaan, ein unerschrockener Kämpfer für einen neuen Staat Israel, ausdauernd, fanatisch und listenreich, und da ist eine Nichtjüdin, Kitty Fremond, eine amerikanische Krankenschwester, die durch ihre Hilfsbereitschaft für die Kinder in diese ihr fremde und unheilvolle Welt gerät, zuerst verständnislos und mit Abwehr. Aber ihr Wille, den elternlosen Kindern zu helfen, bringt sie nach Israel, und dort lernt sie das jüdische Schicksal begreifen, und ihre Liebe zu Ari ben Kanaan macht sie zu einer Mitkämpferin.

Schon nach den ersten Seiten zwingt das Buch den Leser in seinen Bann, und er erlebt die Geschichte des neuen jüdischen Staates Israel, das Aufbegehren der Israelis gegen die Engländer, welche aus wirtschaftspolitischen Gründen und wegen ihrer Ölinteressen im Nahen Osten das Mandat über Palästina nicht aufgeben wollen und versuchen, die jüdische Einwanderung mit allen Mitteln zu drosseln. Er lernt die verschiedenen Menschen aus vielen Ländern und Himmelsrichtungen kennen, die alle Juden sind, welche diesen neuen Staat, der für sie eine Heimstatt sein soll, aufbauen und für ihn zu fanatischen Kämpfern, ja, zu Partisanen und Terroristen werden. Er bekommt aber auch einen Begriff über die bewundernswerte Kolonisationsarbeit, die dort aus Wüste und jahrtausendaltem Brachland blühendes Kulturland macht. Er wird ein neues und besseres, ein wahrhaftigeres Bild vom jüdischen Menschen bekommen. Auch der kritische Leser wird dieses Buch nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legen.

(Der Roman ist bei der „Büchergilde Gutenberg“ erschienen).

Walter Haak

Am Abend kam das Glück

Erzählung von Hiltrud Anlauf

Langsam kreiste die Bürste über das Leder. Das Leder war braun, mittelbraun, es hatte die Farbe nassen Sandes, Ziegenleder wahrscheinlich, vielleicht auch vom Kalb. Man konnte das durch Hinsehen allein nicht entscheiden, man hätte die Haut zwischen die Finger nehmen, biegen, betasten, drücken müssen. Der Schuh war glatt und straff, faltenlos, mit weicher, karreeförmiger Spitze, unter der die Zehen spielten, ein Schuh ohne Schnürbänder, ein Slipper, den unsichtbare Gummizüge fest am Fuße hielten. Ein heller Strumpf verschwand in einem schmalen Hosenbein. Die Bürste bewegte sich schneller, und das Leder begann zu glänzen. Das war der große Vorteil, man sah, was man tat, man hatte den Erfolg unmittelbar vor den Augen. Der Mann am Fließband sah nichts, nur Schrauben, die er anziehen mußte und Hebel zum Bewegen, täglich die gleichen Schrauben und dieselben Hebel. Auch das Mädchen im Büro sah nichts, nur Zahlen, Zeichen ohne Zusammenhang – aber hier fühlte man das runde Ganze unter der Hand, das Leder, die Creme, die Bürsten und den weichen Lappen zum Nachpolieren. Ferdinand Clasen hatte ein Leben lang Schuhe geputzt. Es war ein schmales Leben gewesen, zwischen den Kehrlichthäufen der Hinterhöfe, zwischen stoßenden Füßen und schimpfenden Stimmen. Und im Sommer hing die Sonne eine Stunde lang über den rußigen Kaminen. Die Jahre füllten sich mit Kälte, Hunger und Angst. Ferdinand Clasen war bucklig. Seine Mutter hatte geschrien, als sie ihn sah, und der Vater haßte ihn schon, bevor er geboren wurde. Die höckrige rechte Schulter pflügte den Graben auf, der zwischen ihm und dem Leben klappte. Seltsamerweise blieb er nicht klein und klumpig, er schoß in die Höhe, und in seinem Gesicht zeigten sich Falten, als er fast noch ein Kind war. In Hamburg putzte er die ersten Schuhe. Schwarze Chevreautiefel waren es, an den Landungsbrücken, schwarze, enge Hosenbeine, die einem Gymnasiasten gehörten, der nicht viel älter war als er selbst und der mit hungrigen Blicken den Barkassen folgte, mit Blicken, die fast so hungrig waren wie seine eigenen. Die Münze war lautlos in die Mütze gefallen, und der Gymnasiast war großlos gegangen. Ferdinand Clasen putzte die Schuhe mit offenen Augen, und wenn er fertig war und sich aufrichtete, sah er den Mann auf dem Schemel an, er schaute ihn genau an, von seiner hageren buckligen Höhe herab, mit dem Recht des Ausgestoßenen, und wenn er die Münze auf das Häufchen der andern klappern hörte, zögerte er ein wenig, bevor er „danke“ sagte. An einem Frühlingstag kam der Chefsteward über die Mole, weißes Lackleder, breit perforiert, glänzend vom Leinöllack, weiße Hosenbeine, der Steward fuhr auf der Südamerika-Linie, und zwei Tage später war Ferdinand Clasen an Bord. Denn überall ist ein strahlender Schuh der beste Zeuge strahlender Verhältnisse. In Valparaiso, in Montevideo und in Rio saßen sie fett und sicher auf seinem Schemel, mit Konquistadorenmiene, und die Fächer der Indio Kinder säbelten durch die träge heiße Luft, Generäle, Minister und Rebellen, vollgesaugt mit Reichtum, Macht und Prunk, ausgelaugt von Hitze, Gier und Leidenschaften, jeder ein Stück von Pizarro, ein Teil von Cortez, scharfe wache Gesichter und staubbedeckte Stiefel, Staub von trockenen Hochplateaus und Staub aus den glühenden Straßenzügen gleich hinter dem Hafen, weiße Hosen, funkelnde Orden, goldene Sterne auf schmalen Körpern, müde vom Rausche der Macht, so saßen sie da, und fremde Münzen schepperten in der Mütze. Ferdinand Clasen war heimgefahren. Und dann gab es Jahre, in denen es den Trägern von Schuhen gleichgültig war, ob sie Glanz oder Schmutz an den Füßen trugen. In jenen Jahren hatte er als Nachtwächter gearbeitet. Doch davon war nichts zu berichten, das kannten sie alle, ein Schuß, ein Schrei, Hunde, späte Straßenbahnen, geöffnete Fenster,

Liebespaare, dunkle Straßenschluchten, Sirenen, Bombe, Feuer, kalter Kaffee aus der Thermosflasche, Fragen, Lärm und Rauch, und dann die Ruhe, sitzen, warten, in die Sonne sehen, das kannten sie alle. Und dann die ersten Schuhe, neue Schuhe in einer neuen Welt.

Ferdinand Clasen legte den Lappen zur Seite und beugte sich prüfend über das Leder in der Farbe nassen Sandes. Fast konnte er sich erkennen. Seine gekerbten Züge verwischten sich im gekanteten Liniengewirr der Häuser. Dann stand er langsam auf, und von seiner hageren Höhe herab sah er den Fremden an. Die Sonne stach den Platz säuberlich aus dem Stadtplan heraus. Am Brunnen plätscherte es, Straßenbahnen schoben sich klirrend über die Weichen, die dunkle Herde der Taxis wartete

unter einer flimmernden Luftsäule, und die Tauben trippelten. Der Fremde war klein und mager. Der tabakfarbene Anzug saß ein wenig zu weit auf den Knochen. Braungebrannte Züge zwischen älter und alt, eine schattige Augenpartie unter der Krempe des Strohhutes, die Füße standen ruhig gelassen auf dem braunen Bock nebeneinander. Ferdinand Clasen sah es, und ein flüchtiges Lächeln irrte um seine Lippen. Schuhe steckten voller Trug und Listen, sie logen wie jede Hülle, er hatte Schufte gesehen mit Krokodilledermaßarbeit an den Füßen, Schuhe neigten zu trügerischem Spiel, aber die Haltung der Füße verriet fast alles. Das war der große Vorteil – wenn man es wußte. Die meisten Füße bewegten sich, und in den Beinen der Sitzenden zuckte Angst, Hast, Unsicherheit und schlechtes Gewissen.

Die scharrenden Füße saßen über sich selbst zu Gericht. Die zierliche Hand des Fremden löste sich aus der Bewegungslosigkeit seines Körpers und hob sich Clasen entgegen. Die Münze lag im Handteller, und er nahm sie heraus, um zu wechseln.

„Nein“, sagte der Fremde. Er hatte eine brüchige Stimme, die seine funkelnden Schuhe glücklich ergänzte. „Das ist gut so.“ Seine Sprache war sauber wie das Wasser hochgelegener Seen, Clasen beugte den Kopf und schloß eine Sekunde lang die Augen, er war der vielen Worte überdrüssig, man lebte nicht um zu sprechen. Das Geldstück glitt in die Tasche, und der Fremde stand auf. Er hob seine Reisetasche vom Boden und ging langsam zu den Taxis hinüber, er ging mit dem sparsamen Schritt sonnengewöhnter Menschen. Alfons

Illustrationen von Joachim Braatz



löste sich schnell aus der Gruppe der Fahrer. Clasen sah ihn sprechen, doch der Lärm verschluckte seine Worte. Dann sank der Fremde in die Polster, und Alfons verschwand im Südpotal, zwischen den Gepäckschaltern. Clasen sah ihn zurückkommen, er trug zwei Koffer, und kurze Zeit später schwamm der schwarze Wagen im Strom der Straße.

Ferdinand Clasen legte die Bürsten, Tuben und Dosen ordentlich nebeneinander. Dann wartete er geduldig. Zeit haben war das Beste, was man auf dieser Welt erlernen konnte. Er zündete sich eine Zigarette an und las die Zeitung, die ein eiliger Kunde zurückgelassen hatte. Er ließ kein Wort aus, und mit Bleistiftstrichen kennzeichnete er jene Stellen, die ihm besonders gut gefielen. Abends las er sie noch einmal, noch einmal und immer noch einmal, seine Abende waren lang, und die Nächte waren endlos, fünf Stunden Schlaf, oft auch nur vier, und dann der Teufelstanz der Bilder, Schuhe, Füße und Gesichter, allein zwischen den Katarakten der Erinnerung, allein mit der alten Elvira im Hinterzimmer, schwerhörig und verbissen, eine abgehaltene Seherin der Rummelplätze, auch sie im Teufelstanz ihrer Bilder, Elvira, die Frau mit dem zweiten Gesicht, Elvira, die Zukunft aus erster Hand, Elvira, der Blick in den Abgrund. Elvira, die täglich seine Hand besah, mit knöchigem Finger Linien verfolgte und Tröstliches murmelte vom nahenden Glück. Die Einsamkeit fraß, man konnte sie durch ein Bündnis mit Tieren bekämpfen, doch war es nicht einfach, das rechte Geschöpf zu finden. Was wußte ein Hund vom Schilf im Titicacasee, ein Vogel sang nicht, wenn Schritte schlurften, und Katzen gingen eigene Wege, und Elvira murmelte vom nahenden Glück.

Er fand es drei Stunden später, es lag zwischen den Lappen unter dem Sitz, und es blieb ungreiflich, warum er es nicht früher gesehen hatte. Das Papier war nicht größer als eine Schulheftseite, vergilbt und dicht bemalt mit schweren fremdartigen Zeichen, wie rankende Blumengirlanden. Clasen hielt es lauschend in der Hand. Und seine Sinne witterten dunkle Tore, brechendes Gestein, Unmeßbares, Fremde. Dann zählten die Räder, und Clasen erinnerte sich. Der Mann mit den Schuhen in der Farbe nassen Sandes hatte gelesen, geblättert, während die Bürste über das Leder strich, er hatte das Blatt verloren.

„Alfons“, sagte Clasen, „wo hast du den Mann mit den schweren Koffern hingefahren, den Kleinen von heute morgen?“

„Grandamm 57.“

„Weißt du, ob er da wohnt?“

„Das glaub' ich, er sagte, er sei hier zu Hause. Warum?“

„Er hat was verloren“, antwortete Clasen, und er war seiner Sache ganz sicher.

Das Haus war hoch und lag dicht am See. Clasen las die Namensschilder, er suchte die müde Ruhe, die gebändigte Leidenschaft ferner Küsten, und dann sagte er: „Dieser hier, Gómez, der muß es sein!“

Er war es. Ein großes Erschrecken zuckte durch das braune Gesicht, als Clasen das Pergament aus der Tasche holte. Die schmalen Hände zitterten, als Gómez mit dem Papier prüfend zum Fenster trat. Er fragte nicht, und Clasen betrachtete stumm die Säbel, Pistolen, Bilder, Teppiche und Bastmatten, die das Zimmer füllten. Vor dem Fenster lag der See und spiegelte die Abendsonne. Es roch nach Staub und Moschus. Vom Sessel löste sich ein schwarz-braunes Knäuel, entwirrte sich und kam langsam näher, katzenartig, mit langem buschigem Schweif, riesige Ohrbüschel legten sich um ein schmales helles Gesicht.

„Ein Pinseläffchen“, rief Clasen, ließ sich auf die Knie herab und streckte die Hand aus. Er sah sich am Kai von Bahia sitzen, neben einem dunkelhäutigen Händler, der eine Schar frischgefangener Pinselaffen zum Kauf anbot, rot-grau-braune, lebhaftes Gesellen, die ihre neugierigen Schwänze zu Clasens Bürsten legten. Nimm einen Affen, und du bist reich, sagten die Indios. Clasen berührte das Tier an der

Schulter. Der Affe knabberte an seinen Fingern und begann leise zu pfeifen.

„Chichi mag Sie“, sagte Gómez, und Clasen richtete sich auf. „Dieses Papier ist sehr wertvoll für mich.“

Der Bucklige nickte, es war überflüssig, nach dem Grund zu fragen. Man konnte nicht alles wissen. Der eine kannte Leder, und der andere kannte Papier. Das war gut so. Die einen hatten Affen, und die anderen waren allein mit sich und der tauben Elvira. Auch das konnte gut sein. Chichi klammerte sich an Clasens Hosenschein.

„Ohne Sie hätte ich das Papier niemals wiedergefunden“, sagte die brüchige Stimme. „Sie haben Anspruch auf eine Belohnung. Wenn Sie kein Geld wollen, suchen Sie sich in diesem Zimmer etwas aus, das Ihnen gefällt.“ Er

sprach leise und fast ohne Akzent. Clasens Blicke schweiften über die Bücher, Waffen und Teppiche. Konnte man mit Dolchen reden?, mit Teppichen spielen?, konnte man lachen über ausgestopfte Tiere und goldbeschlagene Pistolen? Man konnte es nicht. Der Affe spielte mit Clasens Schnürbändern. Er spielte wie eine Katze.

„Möchten Sie Chichi haben?“ fragte Gómez. Seine Augen waren dunkel und tief, tiefer als das Meer an der chilenischen Küste. „Würden Sie ihn mir geben?“ fragte Clasen, und er dachte, sei kein Narr, er tut's nicht, du tätest es auch nicht, niemand ist gern allein, die Einsamkeit zwischen Waffen ist nicht besser als die zwischen Schuhen und scharrenden Füßen...

„Natürlich“, sagte Gómez, „ich bat Sie doch, etwas auszusuchen. Nehmen Sie Chichi, wenn er Ihnen gefällt.“

Er zog ein Schubfach auf. „Hier ist das Halsband mit der Leine. Er läuft neben Ihnen wie ein Hund. Wenn Sie ihm eine Freude machen wollen, lassen Sie ihn Spinnen fangen.“

Gómez legte dem Affen die Leine um den Hals und streichelte den dichten Pelz. Das Pergament lag auf dem Tisch. Die abendliche Sonne sank in den Dunstschleier der Stadt.

Am nächsten Morgen kreiste die Bürste über das Leder, und die Füße auf dem Schemel reihten sich ohne Pause aneinander, und Chichi saß an Clasens Seite, eine gespannte Feder, lebendig und gierig auf Welt. Sein helles Gesicht spiegelte sich in den Schuhen, die der Bucklige putzte.



Begegnungen in Iran

Von Ilse Jänecke

Sie lachte, als sie das haltende Auto und die Kamera sah – diese seltsamen Fremden – und zog ihr Pferd am Zügel. Ihre Sippe, zum Stamme der Kachgais gehörig, war auf dem Ritt nach Norden, wie sie das seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden tut. Mit ihren schwarzen Zelten, ihren riesigen Schafherden, mit Kochtöpfen, Vorräten, Brennholz, mit Frau und Kind ziehen die Kachgai-Nomaden im Herbst nach Süden, zu den heißen Ufern des Persischen Golfes. Im Frühling aber brechen sie ihre Zelte ab und wandern nach uraltem Gesetz immer über die gleichen Wege, die ihnen durch die Überlieferung zu stehen, in nördlichere, kühlere Gefilde, wo der Regen der Steppe einen Hauch von Grün beschert hat.

Man sagt, die Kachgais seien reich. Die Stammesfürsten lassen ihre Söhne in Oxford studieren und ihre Töchter in Lausanne. Ihre schwarzen Zelte aber stehen irgendwo in der Wüste, abseits vom Wege, immer acht oder zehn zusammen, nach Osten geöffnet, um im ersten Strahl der Morgensonne die Kühle der Nacht abzuschütteln. In der Frühe sieht man den weißen Rauch ihrer Feuer aufsteigen, sieht die Frauen, die Männer, die Kinder, wie sie die schönen Teppiche, die bunt gewebten Satteltaschen auf den Rücken der Tragtiere binden, wie sie ohne Hast das letzte Stückchen Holz aufsuchen, Kochtopf und Sieb obenauf binden und, die Meute der Hunde voran, weiterziehen durch die Wüste. Nomaden, für die uraltes Wegemäß gilt.

Die Kachgais, mit dem Reichtum ihrer Herden, achten die Frau. Sie schmücken ihr Pferd, kaufen ihr bunte Stoffe und dünne, weiße Schleier für das Haar. Das junge Mädchen oder die Frau, das jüngste Kind fest auf dem Rücken gebunden, darf hoch zu Roß im Zuge folgen; der Mann treibt, zu Fuß oder auch zu Pferd, die Herde voran. Das ist keine Selbstverständlichkeit in einem Lande, wo der Koran die Frau zum Wesen zweiten Ranges macht.

Die junge Nomadin, stolz und fest im Sattel, lacht glücklich. Wo man heute Abend die Zelte aufschlagen wird? Ist das nicht gleichgültig? Irgendwo in dem unendlichen Raum der Wüste. Man zieht nach Norden, hinauf in die Kühle der Berge des persischen Hochlandes.

Sie sitzt auf einer hölzernen Pritsche in halber Höhe des kleinen Raumes und knüpft an einem Teppich. Drei, vier fröhlich schwatzende junge Mädchen, kaum älter als zehn, sitzen neben ihr. Unterhalb der hölzernen Pritsche hängt jener Teil des Teppichs herab, den sie schon fertig geknüpft haben; in leuchtenden Farben, mit zierlichem Muster und breiter Bordüre. Einer von jenen Perserteppichen, wie sie in aller Welt hohe Preise erzielen. Mit unglaublichem Geschick knüpfen die kindlichen Hände die feinen Fäden. Man sagt, daß die allerschönsten Perserteppiche nur von Halbwüchsigen angefertigt werden können, deren noch nicht ausgewachsene Hände allein in der Lage sind, die winzigen Knoten zu knüpfen.

Die junge Frau lacht freundlich, während sie heruntergeklettert kommt. Sie ist nicht eigentlich Teppichknüpferin, obwohl sie seit ihrem achten Lebensjahr das kunstreiche Handwerk beherrscht. Ihr Mann ist Bauer, einer jener Bauern, die 80 v.H. der persischen Bevölkerung ausmachen, meist zu den Analphabeten gehören und hoffnungslos verschuldet sind gegenüber ihren Herren, den Großgrundbesitzern. Sind es hundert, sind es tausend Rial? Die junge Frau verdient ganze 5 Pfennig in der Stunde und trägt damit zum allernotdürftigsten Lebensunterhalt der Familie bei. Aber sie ist darüber keineswegs betrübt. Ebenso wie sie nie klagen würde über diesen kargen Verdienst, über die hoffnungslose Verschuldung des Mannes. Geht es nicht allen Nachbarn wie ihr, und war das nicht schon immer so, seit urdenklichen Zeiten?



Morgen für Morgen wird alle Habe auf dem Rücken der Tragtiere verstaut, und gelassen setzt der große Zug sich in Bewegung...

Sie ist ganze zweiundzwanzig Jahre alt. Ein zierliches, kleines Persönchen mit langen, schwarzen Locken. Sie studiert in Deutschland Medizin und will Chirurgin werden. „Sie haben unsere Dörfer gesehen, unsere armseligen kleinen Städte. Ich will später nicht nach Teheran. Da gibt es Ärzte genug. Aber auf den Dörfern, in den kleinen Städten, dort in einem Krankenhaus zu arbeiten, das ist notwendig, verstehen Sie? Da kann ich mehr leisten, als ich jemals in Europa leisten könnte. Und mein Land hat die Menschen nötig, die in die Dörfer gehen, gerade sie.“

„Sie sind mutig“, sage ich nachdenklich und betrachte diese schmalen, noch so kindlichen Hände, die so große Aufgaben meistern wollen. „Sie werden es nicht leicht haben, als Frau.“

„Ich weiß“, sagt sie und streicht die Locken zurück. „Es muß sich vieles bei uns ändern. Gerade auch die Stellung der Frau. Sie hat keine Rechte, aber sie wird Rechte bekommen. Wir müssen das Stimmrecht haben, wählen dürfen und wählbar sein.“ Und plötzlich fragend: „Würden Sie das nicht auch sagen, Sie als Europäerin?“

Ich denke an die Frauen der Kachgais, die schönen Analphabetinnen, die zur Wahlurne reiten werden, an die alten Mütterchen in Teheran. „Es ist schon so lange her, daß bei uns in Europa Generationen vor uns um das Wahlrecht gekämpft haben. Es ist so selbstverständlich geworden, daß man gar nicht mehr darüber nachdenkt!“

„Sehen Sie“, sagt sie, und ich spüre die Leidenschaftlichkeit ihres Anliegen, obwohl das Gesicht sich nicht verändert, „in der Ehe hat die Frau bei uns nicht das geringste Recht. Ich habe eine Freundin, sie ist neunzehn Jahre alt und erwartet ihr zweites Kind. Bei uns heiratet man früh. Sie möchte sich scheiden lassen, aber dieses ungeborene Kind gehört bereits ihrem Mann. Sie würde nicht einmal dieses zweite Kind für sich behalten können. Das ist doch kein Recht! Ich muß so oft daran denken...“ Und eine ihrer schmalen Hände, die

den Wagen durch den anarchischen Autoverkehr von Teheran lenken, ballt sich für den Bruchteil einer Sekunde.

Sie ist ganze zweiundzwanzig Jahre alt. In ein paar Wochen wird sie zurückkehren nach Deutschland, weiterstudieren und eines Tages die großen Aufgaben übernehmen, die das Land zwischen Kaspischem Meer und Persischem Golf ihr zu stellen hat.

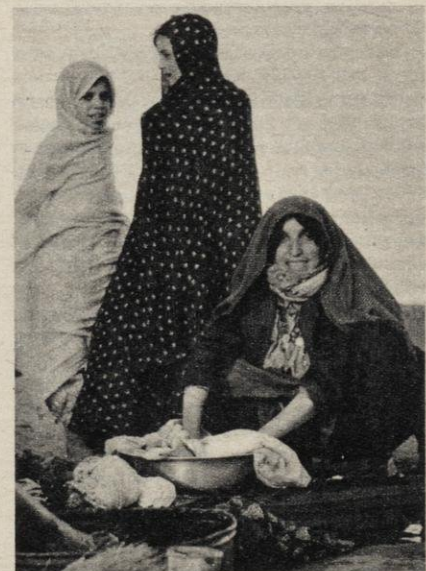
Ich begegnete ihr in einer Garage in Isfahan, in jener Stadt mit den blaugoldenen Kuppeln der Moscheen, die das letzte Märchen aus Tausendundeiner Nacht zu sein scheint.

Die Garage lag gleich neben dem Hotel. Der Garagenwärter mit der Schlafanzug hose hatte das Trinkgeld entgegengenommen – und dann entdeckte ich sie. Hübsch und jung, von zierlicher Gestalt wie die meisten Perserinnen, eingehüllt in die bunten Tücher der heimatischen Tracht – seine Frau. Sie wohnten in einem Winkel der Garage auf einem alten für westliche Begriffe kostbaren Teppich. Dieser Teppich war Lagerstätte und Küche, Speisezimmer und Spielplatz für das Kind. Die Frau hatte in dem großen Raum der Garage vier Quadratmeter Teppich zu ihrem Zuhause gemacht. Der Teekessel summt und an der Wand hing ein Stück Spiegel. Sie dünkte sich reich. Hatten sie nicht ein festes Dach über dem Kopf, als mancher andere?

Der Mann kam mit einem selbstgebastelten Roller und schob den kleinen Jungen ein Stückchen durch die Garage, hin und zurück, hin und zurück. Die Augen des Kleinen waren entzündet und rot umrandet von Trachom, jener schrecklichen Augenkrankheit, die man in Persien noch immer häufig findet und gegen die so wenig unternommen wird. „Allah hat es so gewollt!“ sagen die Mütter, wenn ein Kind krank wird oder stirbt, und „Allah hat es so gewollt“, sagt der Bauer, wenn er vier Fünftel seiner Ernte an den Großgrundbesitzer abgeben und seine Familie hungern lassen muß. Und doch sind die meisten Menschen, denen

man begegnet, heiter, wie die junge Frau in dieser Garage von Isfahan, die mit anmutiger Geste mir ihre „Wohnung“ zeigte. Sie kennen es nicht anders. Nichts wissen sie von den Vorgängen in Teheran, von den jungen Leuten, die in heißen Diskussionen und mit manchmal blutigen Demonstrationen das Schicksal des einfachen persischen Menschen verbessern möchten. Aber Persiens Mühlen mahlen langsam. Ehe sich hier etwas ändern wird, muß noch viel Wasser aus den salzigen Flüssen in der Wüste versickern...

Fotos: Ilse Jänecke



Der Schatz der Apachen

Auf der Suche nach einer riesigen Goldader

Von J. Lee Loveless

Arizona, der heute schon dichter bevölkerte Bundesstaat von Nordamerika, lag noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts außerhalb der Welt. Es war der unbestrittene Wohnsitz der Apachen, und der Weiße, der dort eindringen wollte, konnte dies erst nach schweren Kämpfen, die allerdings von langen Zeiten des Waffenstillstands unterbrochen waren. Die ersten Siedlungen der Weißen waren Militärlager. In der Nähe des Ortes, an dem heute die Stadt Tempe steht, lag damals ein solches befestigtes Lager, das Fort McDowell, und darin lebte Dr. Thorne, vermutlich der einzige weiße Mann, der jemals die sagenhafte Goldmine der Apachen zu Gesicht bekommen hat.

Dr. Thorne hatte seinen Titel von keiner Universität erhalten. Er hatte niemals auch nur eine einzige medizinische Vorlesung gehört. Seinen Dokortitel haben ihm die weißen Soldaten und die Apachen verliehen, die er oft erfolgreich behandelt hat. In den alten Zeiten nämlich mußte, wenn es zum Kampf kam, jeder Soldat aus dem Fort auf den Kampfplatz eilen, und auch der Militärarzt war davon nicht ausgenommen. Fiel dieser im Gefecht, so konnte es monatelang dauern, bis Ersatz für ihn kam. Darum waren die Medikamente im Krankenzimmer des Forts nicht mit vornehmen lateinischen, sondern mit einfachen englischen Namen bezeichnet; es gab Tabellen, auf denen Anwendungsart und Zusammenstellung der Arzneien beschrieben waren, und so konnte, auch wenn kein Arzt da war, jeder Soldat, der lesen konnte, oder der Heilgehilfe, der gewöhnlich ein Zivilist war, kleinere Fälle selbst behandeln.

Ein solcher Heilgehilfe war Dr. Thorne. Er war ein schlauer junger Mann, der sich in den einfachen Heilmitteln der damaligen Zeit bald gut zurecht fand und in Abwesenheit des Arztes die Behandlung selbst übernahm. Die Sache machte ihm Vergnügen, und bald behandelte er auch die in der Nähe lebenden Apachen, die wohl noch nicht unterworfen waren, aber in Freundschaft mit den Weißen lebten und das Fort bisweilen besuchten. Entweder bemerkte man nicht, daß Thorne übermäßig oft den Heilmittelschrank besuchte, oder hielt man diese Besuche für einen Teil seiner Pflichten – jeden-

falls wurde Thorne nie gestört. Und so hatte er bald bei den Apachen einen großen Ruf als stets helfender Medizinmann.

Eines Tages kam der Unterhüptling der Rothäute zu ihm und bat ihn in höchster Aufregung, er möchte sofort mit ihm kommen, denn der Hüptlingssohn wäre krank. Thorne ging mit ihm und stellte fest, daß der sechsjährige Knabe lediglich einen schmerzhaften, aber harmlosen Magenkatarrh hatte. Er gab ihm eine große Dosis Rizinusöl sowie einen schwachen, sehr süßen Whisky-Grog, und bald schlief das Kind ruhig ein und war am nächsten Morgen gesund. Als aber Thorne einige Zeit später die zweijährige Tochter des Hüptlings, die an Lungenentzündung erkrankt war, durch sorgsame Behandlung rettete, kannte die Dankbarkeit der Roten keine Grenze. Und als der „Doktor“ eben darüber nachdachte, wie er die Indianer dazu veranlassen könnte, ihn in lauter klingender Münze statt mit Dankesworten zu bezahlen, da kamen diese zu ihm und fragten, wie sie seine Dienste belohnen könnten.

Thorne hatte gehört, daß die Apachen reiche Goldminen hatten, deren Lage sie aber geheimhielten. Er kannte auch die Einstellung der Indianer gut genug, um zu wissen, daß er mit seiner Forderung warten mußte, und so sagte er, er würde es sich überlegen.

Als er den Unterhüptling der Apachen dann einmal allein traf, bat er ihn, er möchte ihm die Mine zeigen. Der Hüptling lehnte dies ab. Die Götter, denen die Goldmine heilig sei, würden dem Stamm der Apachen zürnen, der Verrat würde Unglück bringen. Er, der Hüptling, würde aber Thorne viele Goldnuggets bringen, ohne daß der Stamm etwas davon merkte. Und der Hüptling hielt sein Wort. Thorne setzte die Behandlung der kranken oder verletzten Indianer fort, verlangte aber von jener Zeit an Bezahlung in Gold. Die Indianer brachten ihm viel, und Thorne schloß daraus, daß die Mine groß und leicht zu bearbeiten sein mußte. Er begann, die Indianer zu drängen, ihm die Lage der Mine zu zeigen. Lange Zeit hindurch lehnten sie es ab, eines Tages aber kam ein Trupp mit einem Reservepferd, ließ Thorne aufsitzen, und der Führer sagte lakonisch: „Wir reiten!“

Sie ritten bis an den Zusammenfluß des Salzflusses mit dem Rio Verde. Hier wurde Thorne ein Hirschledersack über den Kopf gezogen und fest unter den Armen zusammengebunden. Eine Rothaut nahm das Pferd Thornes am Zügel, und es ging ins Wasser. Mehrmals wurden die Flüsse überquert, um Thorne zu verwirren; man ritt einen Fluß aufwärts, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite, aber Thorne wußte nicht, welcher Fluß es war. Aus dem Klang der Hufe stellte er fest, daß man bald über weichen Boden, bald über Fels ritt, einmal durch eine Schlucht und dann wieder über eine Ebene. Schließlich ging der Pfad steil abwärts, man nahm Thorne den Sack ab, und der Hüptling sagte:

„Hier ist die Mine. Nimm, soviel du für gerecht hältst.“

Thorne war überwältigt. Der Boden der Felschlucht, in der er war, war von Nuggets dicht bedeckt. Drei Adern feinen Goldes sah er auf den ersten Blick in den Steinwänden. Goldhaltiger Quarz schimmerte aus allen Gesteinsfugen.

„Ich hatte alle meine Geistesgegenwart verloren“, erzählte er später. „Ich hätte mir sonst meine Hosen zugebunden und mit Gold gefüllt, hätte Gold in meinen Hut getan und mir alle Taschen gefüllt.“

So aber füllte er nur sein blaues Halstuch mit Nuggets, die er vom Boden aufas, und knüpfte die Enden sorgsam zusammen. Wieder band man ihm den Ledersack um, aber als das Pferd aus der Schlucht stieg, stolperte es, der Ledersack lockerte sich, Thorne streifte ihn schnell ab, aber noch schneller hatte ein Indianer das bemerkt und den Sack wieder befestigt. Immerhin hatte Thorne in der Ferne die Vier Spitzen, einen markanten Berg der Gegend, gesehen. Man kam an den Zusammenfluß. Wieder ging das alte Manöver vor sich, dann nahmen die Indianer Thorne den Sack wieder ab, reichten ihm sein Tuch mit dem Gold und zogen ab.

Thorne stand an den beiden Flüssen und hatte keine Ahnung, wo er gewesen war. Er hatte aber doch ein ganz schönes Vermögen erworben, und da er von der Wildnis Arizonas genug hatte, quittierte er seinen Dienst und fuhr nach Hause nach dem Osten.

Aber den Rest seines Lebens wurde er nicht mehr froh. Denn der Gedanke an die Goldmine der Apachen vergiftete sein ganzes Dasein. Als 20 Jahre später die Apachen ganz unterworfen waren, rüstete er eine Expedition nach der anderen aus, um innerhalb des Dreiecks, das die Vier Spitzen, der Rote Berg und die Webernadeln bilden, nach der Mine zu suchen. Er hat sie nie mehr gefunden.

Er suchte nicht allein. Eine Unzahl von Leuten ging daran, die Mine zu finden und die unermeßlichen Schätze dort einzuheimsen. Aber vergeblich. Nur ein einziges Mal wurde eine so reiche Mine, wahrscheinlich eben diese Mine der Apachen, von einem Mann gefunden. Aber dieser Mann hatte sie gar nicht gesucht. Es war ein Mexikaner, der an einem Sommertag des Jahres 1931 zwei Körbe unter den Arm nahm, auf sein Maultier stieg und in die Berge ritt, um wilden Honig zu suchen. Er kam ohne Honig zurück, dafür waren seine Körbe voll von Nuggets und Golderz. Das Erz war so reich, daß es, wie Untersuchungen ergaben, einen Wert von 25000 Golddollar je Tonne hatte. Der Mexikaner hätte einer der reichsten Männer der Welt werden können, wenn nicht eben damals in den Vereinigten Staaten die Razzia auf illegal eingewanderte Mexikaner begonnen hätte. Noch ehe unser Mann etwas hätte unternehmen können, war er schon über die Grenze geschoben.

Der Mineningenieur John D. Mitchell aus Chandler, Arizona, der von dieser Geschichte gehört hatte, fuhr nach Mexiko, um den Mann aufzusuchen. Er fand ihn auch und folgte seinen Angaben. Aber er konnte die Mine nicht finden. Zur Zeit arbeitet Mitchell in einer Goldmine, die als Große Antilope bekannt ist und die ebenfalls jahrelang als verloren gegolten hatte. Wenn er mit seiner einträglichen Arbeit fertig sein und genügend Geld gespart haben wird, will er, wie er sagt, auf systematische Suche nach der Mine der Apachen gehen. Mitchell ist davon überzeugt, daß er sie finden wird.

Aber die Indianer glauben es nicht...

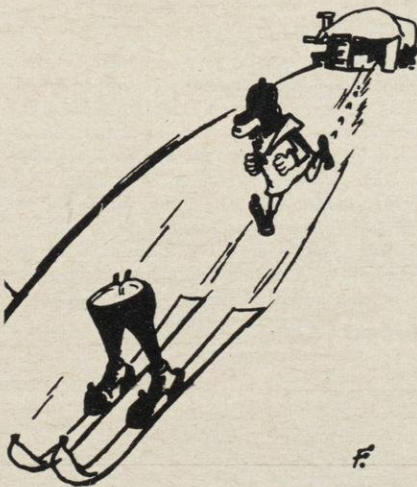
(Copyright by Joseph Kalmer, London).

Fräulein Skilehrer

Das Fräulein Skilehrer erobert die Wintersportplätze! Im Zeichen der neuen Technik, die Kraft durch Grazie ersetzt, vervielfachte sich in Bayern wie in Österreich und der Schweiz die Zahl der Skipädagoginnen. Und aus den Kindergruppen und älteren Damen, die sich ihnen früher vornehmlich anvertrauten, sind längst gemischte Kurse geworden, in denen sogar häufig das männliche Element überwiegt!

Zu den Berufssportlehrerinnen stießen in diesem Jahr eine Reihe bekannter Abfahrtsläuferinnen, die sich für die Rennpiste nicht mehr jung genug fühlen und statt dessen um den Nachwuchs bemühen wollen. Für sie ist die Möglichkeit, als Skilehrerin weitermachen zu können, der hochwillkommene Ausweg.

Allerdings wird ein Skilehrerdiplom nicht allein durch Pistenruhm erworben. Voraussetzung sind mehrere zusätzliche Lehrgänge, die sich mit den pädagogischen Details beschäftigen. Spezialgymnastik, Anatomie, Erste Hilfe, La-



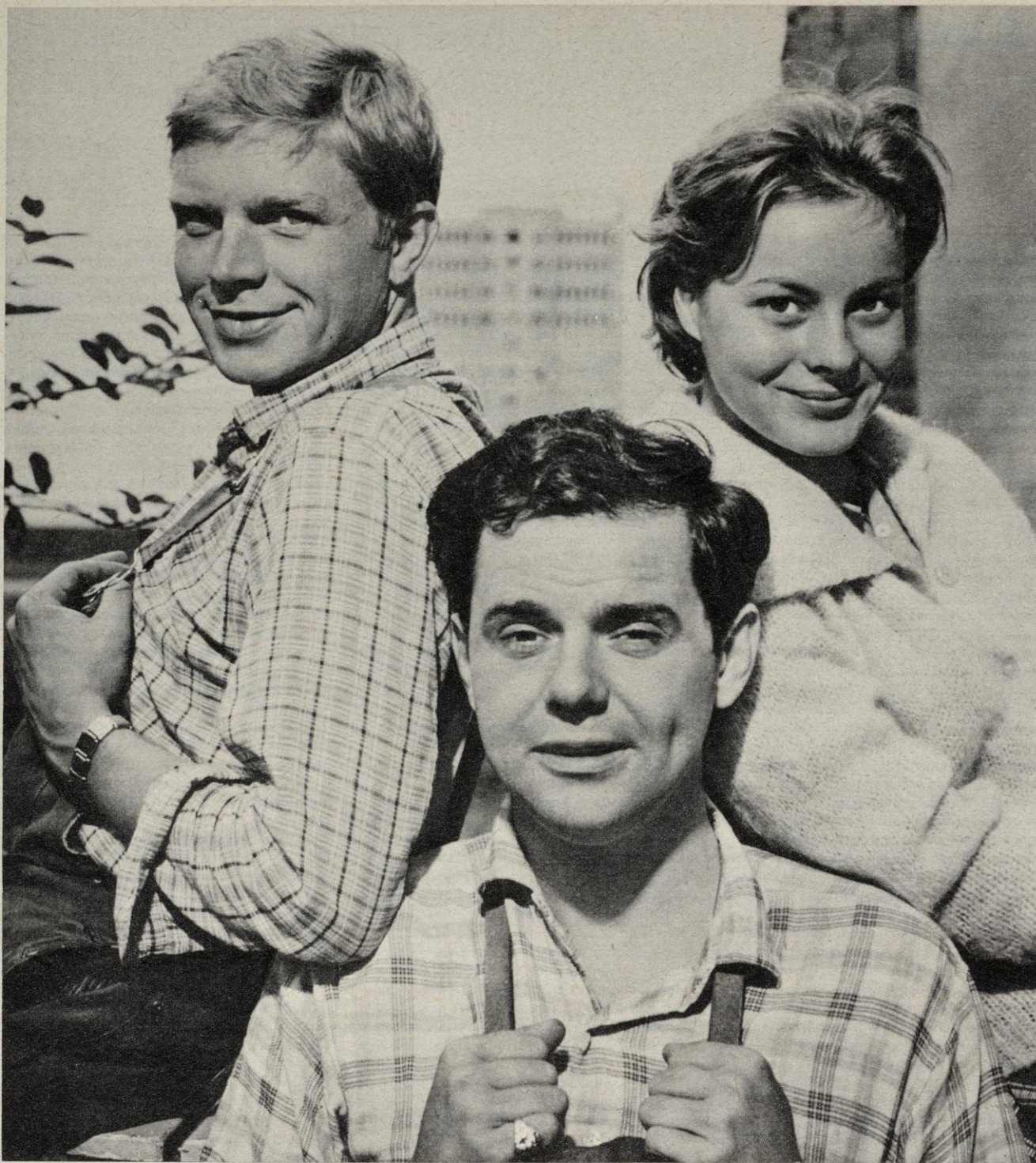
winenkunde, Hüttenpflege u. a. gehören zu den Ausbildungsfächern. Abschließend muß dann noch eine winterliche Assistentenzeit bei einem Meister der weißen Kunst hinzukommen.

Um ihre Zukunft brauchen sich die Skidamen keine Sorgen zu machen. Denn die neue Leidenschaft des Bundesdeutschen ist der Winterurlaub in den Bergen. Mehr als sechs Millionen, errechnete man soeben, schnallten in dieser Saison die Skier an. Alljährlich kommen weitere hunderttausend Schneeschüchtige hinzu.

Allein für die Jahresproduktion an Skisportartikeln geben wir derzeit 300 Millionen DM aus. Und Hunderttausende bevölkern an jedem Wochenende die deutschen Wintersportzentren, wo sich das Fräulein Skilehrer einen festen Platz eroberte.



W.



Zwei unter Millionen

Ufa Film Hansa

Zwei unter Millionen Menschen in der großen, von einer willkürlich gezogenen Grenze geteilten Stadt Berlin sind Kalle und Christine. Zwei junge, optimistische Gesichter in der grauen Menge. Kalle, seßhafter Ostberliner und Arbeiter im Volkseigenen Betrieb, verdient sich nach Feierabend als Aushilfskellner in einer Kneipe im anderen Teil Berlins die so begehrte Westmark.

Christine, angelockt vom falschen Glanz wirtschaftswunderlicher Gegenwart, kommt aus Rostock und will in den Goldenen Westen. Unsere beiden begegnen sich zum ersten Male nahe der Grenze, die Christine illegal zu überqueren gedenkt. Kalle und sein Freund Paulchen können ihrer Unvernunft in buchstäblich letzter Sekunde Einhalt gebieten. Kalle nimmt sich des jungen Mädchens hilfreich an, bringt sie heil in den Westen und besorgt ihr hier ein Zimmer. Man findet sich sympathisch, freundet sich an, verliebt sich ineinander und – heiratet. Denn dies sind ja einfache, unkomplizierte Menschen in einem einfachen, unkomplizierten deutschen Film. Christine findet Arbeit. Kalle gibt die seine in Ostberlin auf. Sein Traum ist es, eines Tages die schon erwähnte Kneipe zu kaufen, in der die beiden nun eine Mansardenkammer bewohnen.

Doch da ist noch Herr Petersen – die einzige Klischeefigur dieses Films – Hähnchenbratereibesitzer und finanzkräftiger Wirtschaftsboß, den das Unternehmen auch interessiert und der Kalles Angebot müheles überbieten kann. Wer wissen will, wie's weitergeht und wie das junge Paar alle nun auftretenden Probleme zu meistern versteht, sehe sich diesen empfehlenswerten Film an.

Wohl selten vermochte ein deutscher Nachkriegsfilm den Alltag zweier liebender junger Menschen mit all seinen Freuden und Nöten so ungekünstelt und sauber, so ohne jede falsche Sentimentalität und Routine nachzuzeichnen.

Die wenigen politischen und sozialkritischen Spitzen sind wohlthuend dezent gesetzt.

Zuvorderst in einem fest zusammengefügt, munter mimenden Ensemble (Loni von Friedl, Hardy Krüger, Joseph Offenbach u. a. m.) Walter Giller in einer parodistischen Glanzleistung als Paulchen. Ein wirklicher Komiker in des Wortes ernstester Bedeutung. Das Fehlen jedweder filmkünstlerischer Besonderheiten vermag dieser Streifen durch eine erfreuliche Mischung von Herz, Berliner Charme und „Blick fürs Milieu“ hinreichend auszugleichen. Ein in seiner einfachen, sauberen Haltung durchaus anspruchsvoller Film.

Hans Plück

Film über Auschwitz

Noch in diesem Jahr will die polnische Filmindustrie einen Film über das Konzentrationslager Auschwitz fertigstellen. Die Handlung des Films wird sich auf den Roman „Das Ende unserer Welt“, von Tadeusz Holuj, des Generalsekretärs des Internationalen Auschwitz-Komitees stützen. Die Wahl des Stoffes wurde damit begründet, daß in der Bundesrepublik die Nationalsozialisten wieder in den Vordergrund träten und dort alles getan werde, um die Spuren nationalsozialistischer Verbrechen zu verwischen.

Oktoberrevolution im Film

Der geschichtspolitisch orientierte Kinogänger darf sich auf ein Remake des von Sergej Eisenstein 1928 gedrehten Films „10 Tage, die die Welt erschütterten“ über die russische Oktoberrevolution freuen. Der französische Produzent Raoul Levy hat die Verfilmungsrechte der damaligen Vorlage, des Buchs gleichen Namens von John Reed erworben.

Nachgemachte Invasion

Sämtliche bisher in den Kinos und im Fernsehen gezeigten Wochenschauaufnahmen von der Invasion in der Normandie waren gefälscht. Dies behauptet Produzent Darryl Zanuck, der schon seit langem an einem Film über die Invasion arbeitet. In seinen Ausführungen heißt es weiter, daß nicht ein Meter am Tage selbst gedreht worden sei, sondern daß erst drei Tage später Filmtruppen der Alliierten gestellte Szenen aufgenommen hätten.

Preis der deutschen Filmkritik

Zum sechsten Male hat ein unabhängiges Gremium deutscher Filmkritiker unter dem Protektorat der ZEIT folgende neun Filmschaffende für preiswürdig befunden:

Michelangelo Antonioni, für „Die Nacht“, als bester Film des Jahres;
Andrzej Wajda, für die Regie des Films „Asche und Diamant“;
Alain Robbe-Grillet, für das Drehbuch zum Film „Letztes Jahr in Marienbad“;
Anouk Aimée, für darstellerische Leistungen in „Lola“ und „Wo bleibt denn da die Moral, mein Herr?“;
Albert Finney, für seine darstellerische Leistung in „Samstagnacht bis Sonntagmorgen“;
Wolf Wirth, für die Fotografie der Filme „Jugend fotografiert“, „Folkwangschulen“ und „Brutalität und Stein“;
Richard Münch, für seine darstellerische Leistung in „Wunder des Malachias“;
Walter Giller, für seine darstellerische Leistung in „Zwei unter Millionen“, und
Loni von Friedl, für ihre darstellerischen Leistungen in „Zwei unter Millionen“ und „Die Schatten werden länger“.

Statistik

Erneut erhöht – so lehrt die Statistik – hat sich 1961 die Zahl der Filme, welche von der Katholischen Filmkommission als „Abzuraten“ und „Abzulehnen“ eingestuft wurden. 12 v. H. des Gesamtangebotes an Filmen fielen in diese beiden Kategorien. Die meisten nichtakzeptierten Filme stammen aus italienischer, französischer und bundesrepublikanischer Produktion. Die ausdrücklich als „Sehenswert“ bezeichneten Filme sind gegenüber dem Vorjahr von 60 auf 48 gesunken.

Umstritten, aber geschätzt

Zwei umstrittene Filme machten wieder einmal von sich reden. „Viridiana“ von Luis Buñuels wurde von den Brüsseler Filmkritikern zum besten Film des Jahres 1961 gewählt. Alain Renais „Letztes Jahr in Marienbad“ haben französische Filmverantwortliche für die Teilnahme an der Oscar-Wahl nominiert.



Sie kennen keine Furcht. In einfältiger Heiterkeit sehen der Gaukler Jof (Nils Poppe) und seine Frau (Bibi Andersson) der ungewissen Zukunft entgegen. Denn die Pest geht um im Lande. Im 14. Jahrhundert spielt Ingmar Bergmans bedeutendes Filmwerk „Das siebente Siegel“, das auf einem vierjährigen Siegeszug durch alle Welt viele internationale Auszeichnungen erhalten hat. Kritiker nannten diesen Film enthusiastisch den „Faust“ des großen schwedischen Filmschöpfers. Fotos: Constantin

Gibt es Gott? Der Ritter Antonius Blok, von einem Kreuzzug in seine pestverseuchte schwedische Heimat zurückgekehrt, stellt sich diese verzweifelte Frage. Er schließt einen Pakt mit dem Tode, ihm noch soviel Zeit zu lassen, bis er den Fragen, die ihn bedrängen, auf den Grund gekommen ist.



Ich liebe, du liebst...

Verleih: Columbia

Alessandro Blasetti heißt der Regisseur dieses Films, der sich mit oftmals peinlicher Obszönität und naiver Rührseligkeit in fragwürdigen Variationen über das Thema Liebe ergeht und um eine kritische Beleuchtung ihrer verschiedenartigen Wege und Auswirkungen bemüht zu sein vorgibt.

Wer den allenthalben geschätzten Blasetti von früher her kennt, wird nicht schlecht überrascht sein. Blasetti, der mit einigen guten Filmen eine gewisse menschliche und künstlerische Zulänglichkeit unter Beweis gestellt zu haben schien, hat hier Sketche, Zirkusszenen, kulturelle Einlagen und dergl. mehr zu einem schlüpfrigen Breitwandopus konzipiert.

Unterstützt von oftmals weit über dem Niveau des Films stehenden Kommentaren Jo Hanns Röslers wirft Blasetti manchmal ironische, oft scharf ätzende Kritik an westlich-dekadenten Liebespielen ein.

Da prangert er z.B. die Schlüpfrigkeit gewisser Bildmagazine an, um gleich darauf kaumbekleidete junge Damen in fast ans Pornographische grenzenden Stellungen darzubieten, oder da

stellt er die beispielhafte Sauberkeit russischer Liebenden einer verderbten westlichen Jugend gegenüber, um sich wenig später in zweideutigen Szenen dem aufmerksamen Betrachter als eben einer von jenen zuvor kritisierten Geschäftemacher zu entpuppen, die viel Schuld am oft falschen Weg der Nachkriegsjugend tragen.

Diese allzu deutlichen Tendenzen in Richtung vermeintlichen Publikumsgeschmacks nimmt der oft schätzenswerten Kritik jede Gültigkeit. Über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten. Ich aber verstehe in dieser Hinsicht keinen Spaß und heiße die Ausführung solch fragwürdiger Absichten, geschickt verdeckt unter der Vorgabe verantwortungsbewußter Kritikfähigkeit, ein treues und erwartungsvolles Publikum naszuführen.

Schade um die bewundernswerten tänzerischen und mimischen Einlagen – u. a. sehen wir Darbietungen des Moissew-Balletts und der Japanischen Revue von Don Jada – für die man sich einen dankbareren Rahmen gewünscht hätte.

H. P.

Der General

Buster Keaton, vielbeachteter Stummfilm-darsteller mit dem stets traurigen und doch so beredten Gesicht und der mechanischen, fast schematisch wirkenden Komik: Millionen unserer Eltern und Großeltern haben seine Gags belacht, Millionen haben seine mit schlafwandlerischer Sicherheit dargebotenen artistischen Einlagen bewundert und Millionen hat die Tollpatschigkeit und scheinbare Hilflosigkeit des bedauernswerten Wichts gerührt.

Der besondere Reiz seiner Filme war in ihrer Transparenz zu sehen, in jener fast auf jedem Filmmeter und oftmals noch durch gekonnt servierte Späße hindurch spürbaren durchgängigen Bezogenheit auf alle Tragik menschlichen Seins, verdichtet am Beispiel typisch Keatonscher Außenseiterfiguren.

In diesen Tagen nun konnten auch wir Jungen hierzulande Buster Keaton schätzen lernen. Einer seiner stärksten Filme, „Der General“, eine satirische, ins Groteske gesteigerte Betrachtung des amerikanischen Bürgerkriegs lief noch einmal in der Bundesrepublik an. Und just darob hatte der kundige Kinogänger einige Bedenken anzumelden.

Würde der Film nach einer Zeitspanne von nahezu 40 Jahren die gleiche Wirkung aufs Publikum ausüben wie in den zwanziger Jahren? Sollten nicht die lustigen Einfälle ihre Originalität, die Witze ihre Zündkraft und die Satire ihre Frische eingebüßt haben? Nun, gewiß mußte der Betrachter zu unterscheiden wissen zwischen Klamauk und echtem Witz, doch als filmisches Ganzes ist der Streifen so unmittelbar, so frisch wie eh und je.

Keatons Technik des bedeutungsvollen Unter-spiels sucht heutzutage vergeblich ihresgleichen.

Im ganzen ein mustergültiges Beispiel für ein zeitloses, wirklich „klassisches“ Stummfilmwerk.

H. P.

Wichtige Stellungnahme

Als bekannt wurde, daß der deutsche Spielfilm „Fabrik der Offiziere“ nach dem Roman von Hans Hellmut Kirst in Frankreich unter dem Titel „Fabrique d'officiers SS“ gezeigt wird, wandte sich Kirst in scharfer Weise gegen eine solche Titeländerung.

In seiner Stellungnahme heißt es:

„Mit meinem Roman ‚Fabrik der Offiziere‘ habe ich versucht, mich mit dem kläglichen Versagen und auch mit dem indirekten Verbrechen von angeblich Nur-Soldaten auseinanderzusetzen. Der Film hat daraus, mit der bei ihm üblichen Freiheit, eine wesentlich sanftere Deutungsart gefiltert und die immer mehr zum Allgemeingut werdende Ausrede gebraucht: die Nazis waren eben schuld daran!

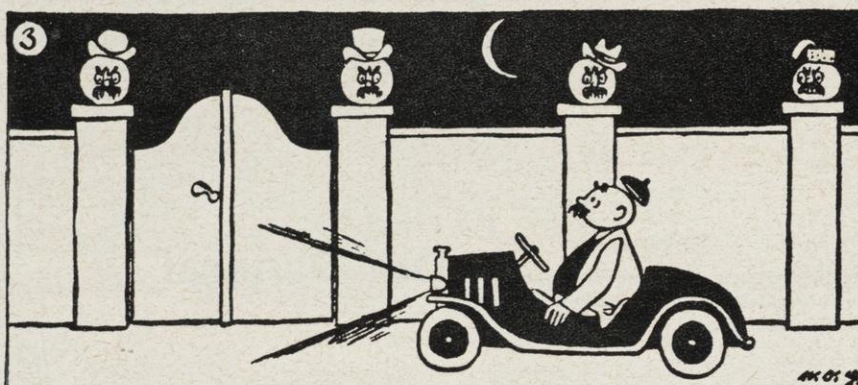
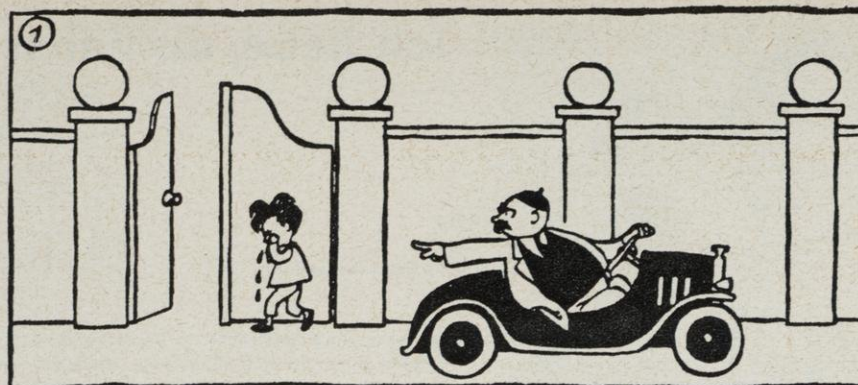
Doch noch weit gefährlicher ist es, wenn reichlich unbekümmert versucht wird, alles das, was zu den dunkelsten Seiten der deutschen Vergangenheit gehört, einfach in zwei Karteikasten unterbringen zu wollen, welche die Aufschrift tragen: Hitler und die SS. Falls man jedoch der Meinung sein sollte, etwa mit einer derartig schamlosen Titelergänzung indirekt der deutsch-französischen Freundschaft zu dienen, und zwar dadurch, daß man die angeblich bereits schon weitverbreiteten Harmonien zwischen unseren Völkern nicht stören will, so ist dazu wohl nur zu sagen: ich würde mich schämen, den Franzosen eine pauschale Verbrüderung auch mit bornierten Versagern und potentiellen Verbrechern zuzumuten!“



Aus

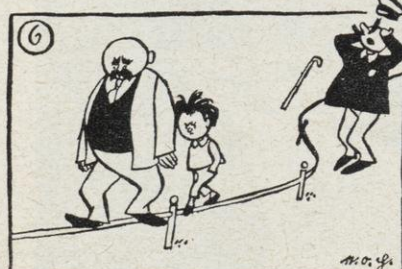
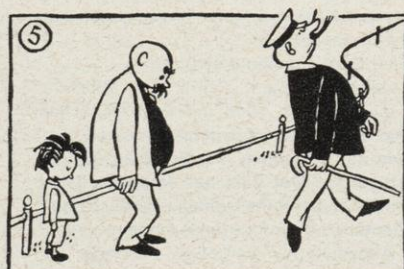
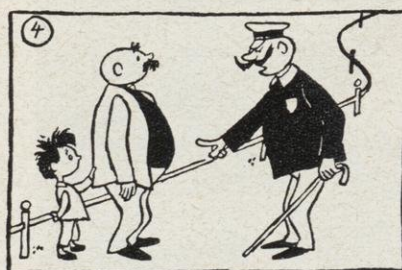
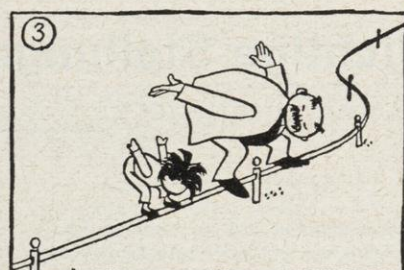
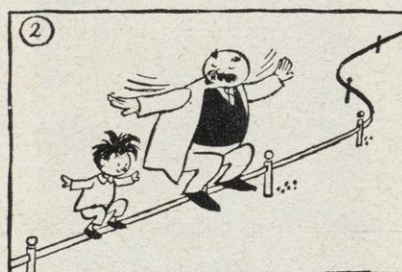
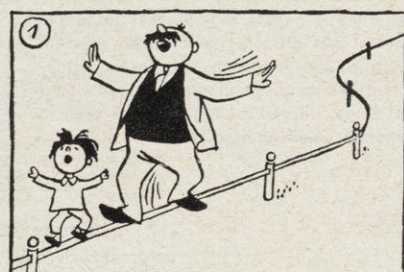
„Vater und Sohn“

von e. o. plauen



Die Rache des Daheimgebliebenen

Hoffnungsloser Fall



Der Simulant

